UWE

UNESCO WELT ERBE

Ein literarisches Kaleidoskop

Die Reminiszenz

Förderverein der Schriftsteller e. V.

im Literaturhaus Magdeburg

UWE-Inhaltsverzeichnis

Das Projekt 3

Partner und Förderer 4

Die UWE-Teams 5

Veranstaltungskalender 10

Die UWE-Bühnentexte

- Machtort Quedlinburg 15
- Erinnerungsorte • Bernsteinworte 36
- Die Plockspiepen 61
- Die]VER[Wandlung 87
- LIMA-Poetry 111

Die UWE-Werbung 140

Die UWE-Danksagung 150

Das UWE-Impressum 151

Das Projekt

Der Facettenreichtum des UNESCO-Welterbes stand im Mittelpunkt der Veranstaltungsreihe **UWE • Ein literarisches Kaleidoskop**. Inspiriert von den fünf sachsen-anhaltischen UNESCO-Weltkulturerbe-Stätten *(das Bauhaus, die Quedlinburger Altstadt, der Naumburger Dom, das Dessau-Wörlitzer Gartenreich und die Luthergedenkstätten)* sowie dem Immateriellen Kulturerbe und dem Weltdokumentenerbe hatten sich die Autoren*innen des Fördervereins der Schriftsteller e. V. auf Entdeckungsreise begeben. Ihr Ziel: das kulturelle Erbe zu erkunden, aus verschiedenen Blickrichtungen zu interpretieren, Zusammenhänge, aber auch Gegensätze aufzuspüren und Transformationen sichtbar zu machen. Die Ergebnisse wurden 2021 modern, unterhaltsam und multimedial auf die Kulturbühnen des Landes gebracht. Das große UWE-Finale bildete der nationale Lesebühnenwettbewerb **LIMA-Poetry** am 16. Oktober im Moritzhof in Magdeburg.

Dreizehn Mitglieder des Fördervereins der Schriftsteller e. V. bildeten das UWE-Team – von links nach rechts: Clemens Esser, Manuel Czerny, Karsten Steinmetz, Franka Schumacher, Bettina Fügemann, Cornelia Habisch, Wolf Stein, Charlotte Buchholz, Herbert Beesten, Regine Sondermann, Lars Johansen, Mieste Hotopp-Riecke und Ammar Awaniy.

Partner und Förderer

Die UWE-Veranstaltungsreihe wurde freundlich unterstützt und gefördert vom Land Sachsen-Anhalt, von der Landeshauptstadt Magdeburg, von Lotto Toto Sachsen-Anhalt, von der Kunststiftung Sachsen-Anhalt, der Stiftung Kloster Unser Lieben Frauen, von Dr. Claudia Pambor, dem Akzente Verein für Kultur, Jugend und Soziales Ballenstedt e. V. und der SWM Magdeburg.

SACHSEN-ANHALT #moderndenken ottostadt magdeburg

Stiftung Kloster Unser Lieben Frauen SWM Magdeburg Akzente Verein für Kultur, Jugend und Soziales Ballenstedt e. V.

LOTTO Sachsen-Anhalt KUNSTSTIFTUNG SACHSEN-ANHALT CLAUDIA PAMBOR Dr. med.

Die UWE-Teams

Machtort Quedlinburg

Die Autorinnen **Cornelia Habisch** und **Regine Sondermann** waren auf Recherchetour in der **Welterbe-Stadt Quedlinburg**.

Weltliche Damenstifte sind heutzutage in Vergessenheit geraten, dennoch erfreute sich diese Lebensart einst großer Beliebtheit. Regine Sondermann forschte zur Regierungsform im Frauenstift auf dem Schlossberg zu Quedlinburg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Cornelia Habisch betrat eine andere Zeitebene. Sie widmete sich der Besetzung Quedlinburgs durch die Machthaber des Nationalsozialismus. Dabei nahm die Autorin nicht die Täterperspektive ein, sondern näherte sich dem Thema aus der Sicht der Bevölkerung.

Auf der UWE-Bühne gab das Autorinnen-Duo tief spannende, fesselnde und machtübergreifende Einblicke in die Historie der traditionsreichen und weltberühmten Fachwerk-Stadt an der Bode.

Die UWE-Teams

Erinnerungsorte • Bernsteinworte

In der himmelblau strahlenden Weite der Altmark waren **Mieste Hotopp-Riecke** und **Ammar Awaniy** unterwegs. Sie folgten den Spuren des Ritters von Jagow und des **Schachspiels** seiner Sultanin vom Bosporus, erkundeten die Mühlenlandschaft und die **Brotbackkunst.** Dabei trafen die beiden auf wunderbare Menschen in Bittkau, Havelberg, Aulosen, Groß Garz, Wahrenberg, Scharpenhufe, Arendsee, Dahrendorf, Steinitz, Salzwedel, Zierau, Piplockenburg, Klein Grabenstedt und Calvörde. Kraniche, die heiligen Vögel bei den Sufis, bei Homer, bei Schiller, Busch und Fontane begleiteten Ammars und Miestes Wege.

Charlotte Buchholz widmete sich dem **Dessau-Wörlitzer Gartenreich** und dem **Muskauer Park** sowie deren berühmten Gestaltern. Der Frage nachgehend, was die legendären Bernsteinstraßen mit der hiesigen Kunst des Brotbackens, der Schachtradition und der Kunst der Landschaftsgärtnerei verbindet, verknüpften Charlotte, Ammar und Mieste ihre Texte zu einem unterhaltsamen UWE-Bühnenprogramm.

Die UWE-Teams

Die Plockspiepen • Welterbe aus der Vogelperspektive •

Die Plockspiepen, das sind Bettina Fügemann, Lars Johansen und Clemens Esser. Für diese drei sang ein Buchfink den roten Faden auf der UWE-Bühne. In ihrer neuartigen Performance-Lesung mit verteilten Rollen und Multimedia-Elementen warfen sie einen ungewohnten Blick auf Gegensätze, aber auch auf Zusammenhänge. „**Das Finkenmanöver**“ stand im Mittelpunkt der Geschichte von **Bettina Fügemann**, die vom mühevollen Leben in den Harzer Bergen erzählt. Von einer Begegnung der Künstler Thea von Harbou und Fritz Lang im Jahre 1952, die zwar nicht stattgefunden hat, aber gerade dadurch umso wahrhaftiger erscheint, erzählte **Lars Johansen**. Zudem entführte der Filmliebhaber in die technokratische Riesenstadt „**Metropolis**“. **Clemes Esser** wiederum berichtete szenisch und märchenhaft von der Reise einer kleinen Muschel aus dem Harz in die Elbe. Die Plockspiepen boten eine UWE-Bühnen-Inszenierung der besonderen Art.
Und … was ihr Name bedeutet, wurde auch verraten.

Die UWE-Teams

Die]VER[-Wandlung • Maria Lichtmess trifft Walter Bauhaus •

Herbert Beesten und **Karsten Steinmetz** nahmen mit ihren Texten **das Bauhaus** und **die Spergauer Lichtmeß** in ihr literarisch-künstlerisches Visier. Das einzigartige UNESCO-Weltkulturerbe Bauhaus wurde durch den fiktiven Blick auf die Lebenssituationen des Architekten L. in einer erfrischenden Text-Collage zum Leben erweckt. Jenseits der formalistischen Ästhetik zeigt sich die Entwicklung eines Bauhausjüngers, auf der Suche nach Erneuerung und Veränderung. Die Spergauer Lichtmeß hingegen zählt als frisches Immaterielles Kulturerbe – erst seit 2018 von der UNESCO gelistet. Sie ist überregional als Brauchtum und Ritual noch wenig bekannt, wie der Ort Spergau selbst auch. Diese Tradition mit ihrem heidnischen Ursprung hat sich über Jahrhunderte gehalten. Eine Wandlung ist notwendig, um die Attraktivität auch für junge Menschen zu erhalten. Karsten Steinmetz ging der Frage nach: Muss die Lichtmeß mit neuen Figuren bereichert werden? Lichtmeß traf Bauhaus, Steinmetz traf Beesten, literarisch, musikalisch, szenisch und kurzweilig.

Die UWE-LIMA-Teams

LIMA Poetry 2021 • Der UWE-Lesebühnenwettbewerb •

Kreis mit Berg aus Halle, ***Poetry & Parade*** aus München, die Kölner ***Rock 'n' Read, Nils Beat und Mr. Martinesk*** aus Münster sowie ***Die höflichen ...*** aus Magdeburg – das waren die fünf nationalen Lesebühnen, die im Moritzhof mit ihren Texten zum **UNESCO-Welterbe** um den berühmt-berüchtigten und einzigartigen **LIMA-Wanderpokal** wetteiferten. Mit mal nachdenklichen, mal witzigen, mit gesprochenen, gesungenen und gebeatboxten Beiträgen rockten die Leseteams die Bühne und setzten sich dabei auf ganz eigene Art und Weise mit den UNESCO-Welterbestätten, dem Weltdokumentenerbe und dem Immateriellen Welterbe auseinander. Vom Kölner Dom bis Pompeji, von Welterbegedichten bis Bauhaustechno war alles dabei. Die Zuschauer:innen im ausverkauften Saal stimmten per Applaus über das Siegerteam des großen UWE-Finalabends ab. Der LIMA-Pokal ging durch Doppelsieg an die renommierten Hallenser Titelverteidiger Christian Kreis und Peter Berg und an die Kölner Marina Barth, Katinka Buddenkotte und Christian Bartel.

Veranstaltungskalender

Machtort Quedlinburg

Eine multimediale Duo-Lesung mit dialogischen Elementen
von Cornelia Habisch und Regine Sondermann

18.08.2021 / 19.00 Uhr / Literaturhaus / Magdeburg
24.09.2021 / 20.00 Uhr / Münzenbergmuseum / Quedlinburg
25.09.2021 / 22.00 Uhr / Kulturnacht MD / Forum Gestaltung
27.09.2021 / 20.00 Uhr / Forum Gestaltung / Magdeburg

Veranstaltungskalender

Erinnerungsorte • Bernsteinworte

Eine multimediale Lesung von Charlotte Buchholz, Ammar Awaniy und Mieste Hotopp-Riecke (mit Lothar Günther)

19.09.2021 / 15.30 Uhr / Grotte Insel Stein / Wörlitz-Dessau
25.09.2021 / 22.00 Uhr / Kulturnacht MD / Forum Gestaltung
28.09.2021 / 20.00 Uhr / Forum Gestaltung / Magdeburg
22.10.2021 / 18.00 Uhr / Neues Schloss / Bad Muskau
11.11.2021 / 19.00 Uhr / Schloss Imshausen / Bebra

Veranstaltungskalender

Die Plockspiepen • Welterbe aus der Vogelperspektive •

Eine effektvolle Trio-Lesung mit szenischen Elementen
von Bettina Fügemann, Lars Johansen und Clemens Esser

25.09.2021 / 20.00 Uhr / Kulturnacht MD / Forum Gestaltung
29.09.2021 / 20.00 Uhr / Forum Gestaltung / Magdeburg
13.10.2021 / 18.00 Uhr / Kulturkirche St. Blasii / Quedlinburg
18.10.2021 / 19.00 Uhr / Roncallihaus / Magdeburg
14.11.2021 / 17.00 Uhr / St. Laurentius / Benneckenstein

Veranstaltungskalender

Die]VER[-Wandlung • Maria Lichtmess trifft Walter Bauhaus •

Eine theatralische Performance-Lesung
von Karsten Steinmetz und Herbert Beesten (mit Franka Schumacher)

22.08.2021 / 15.00 Uhr / Lebenszeichen-Festival / Magdeburg
25.09.2021 / 20.00 Uhr / Kulturnacht MD / Forum Gestaltung
30.09.2021 / 20.00 Uhr / Forum Gestaltung / Magdeburg
07.10.2021 / 20.00 Uhr / Bauhaus Dessau / Dessau-Roßlau

Veranstaltungskalender

LIMA Poetry 2021 • Der UWE-Lesebühnenwettbewerb •

Das **UWE-Finale** mit ***Poetry & Parade***, ***Rock 'n' Read***, ***Nils Beat und Mr. Martinesk***, ***Kreis mit Berg*** und ***Die höflichen ...***

16.10.2021 / 19.00 Uhr / Moritzhof / Scheune / Magdeburg

Machtort Quedlinburg

Regine Sondermann

Einführung

Das Stift Quedlinburg vor der Einsetzung der Äbtissin Maria Elisabeth von Schleswig-Holstein Gottorf im Jahr 1718.

Das Stift auf dem Schlossberg in Quedlinburg wurde vor über 1000 Jahren von Königin Mathilde, der Gemahlin von Heinrich I. und der Mutter Ottos des Großen gegründet.

Hier sollten adelige Frauen in einer Art klösterlichen Gemeinschaft zusammenleben.

Das Stift entwickelte sich zu einem weltlichen Regierungssitz des Fürstentums Quedlinburg. Es war das bedeutendste im Heiligen Römischen Reich und hatte einen Sitz im Reichstag in Regensburg. Die Fürstenfamilien wollten hier gerne ihre Töchter unterbringen, um ihren Einfluss zu vergrößern.

Das Stift besteht aus vier Frauen: der Äbtissin, der Pröpstin, der Dechantin und der Kanonissin. Die Ämter bezeichnen keine geistliche Funktion, sondern die Reihenfolge der Frauen in der Hierarchie untereinander.

In der Zeit, um die es hier geht, unterstehen sie einem Schutzherrn, dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. und dem Kaiser Karl IV. in Wien. Hinzu kommt noch der Magistrat der Stadt Quedlinburg, der der Äbtissin zwar huldigen muss, aber auch Verwaltungshoheit hat. Es herrscht ein dynamisches Kräftemessen, und die Frauen müssen sich gegenüber den jeweiligen Machthabern gegen Einflussnahme auf das Stift behaupten.

Es wird oft geschrieben, die Abtei sei eine Art Aufbewahrungsanstalt für adelige Damen gewesen, bei denen es nicht gelungen sei, einen passenden Ehepartner für sie zu finden. Dem war nicht so. Die Frauen hatten die Möglichkeit, im „Stiftsberuf“ eine selbstbestimmte Tätigkeit auszuüben, der sowohl vielseitig als auch anspruchsvoll war. Sie standen einer Bildungs- und Kulturinstitution vor in einer Zeit, in der es Frauen nicht erlaubt war zu studieren.

Die Pröpstin Aurora von Königsmarck hatte eigentlich Äbtissin werden sollen. Doch die anderen Stiftsfrauen hatten sich für Maria Elisabeth von Schleswig-Holstein Gottorf entschieden.

Dialog zweier Kandidatinnen

Königsmarck: Du bist gegen mich.

Maria Elisabeth: Das ist nicht wahr. Du bist keine Prinzessin.

K: Es gibt zu viele Prinzessinnen. Sie glauben, sie sind besser. Keine von ihnen kann mir das Wasser reichen.

M: Wie du willst.

K.: Ich habe dich schon auf meinen Knien geschaukelt, als du ein kleines Kind warst und noch keine Schnüre um die Brust hattest. Weißt du das nicht mehr?

M: In Hamburg muss das gewesen sein. Mein armer Vater war aus seinem Schloss vertrieben worden.

K: Mein armer Vater war bereits tot.

M: Meiner lebt auch nicht mehr – wie meine Mutter.

K: Ich bin auch eine Waise. Mein Bruder wurde ermordet.

M: Heißt es.

K: Du musst es nicht glauben. Glaube, was du willst. Ich werde die Landesfürstin von Quedlinburg. Ich werde die neue Äbtissin.

M: Mein Bruder fiel auf dem Schlachtfeld. Ich fürchte, ich werde die neue Äbtissin. Der schwedische König ist mein Schwager.

K: Ich kenne ihn. Ich habe ihn auf dem Schlachtfeld besucht. Ich wollte Frieden bringen.

M: Ich weiß. Alle Welt hat herzlich gelacht darüber.

K: Natürlich. Die Welt hat noch nie mit Spott gespart. Was ist dir misslungen? Wenn du nichts wagst, kannst du auch nicht verlieren, kleine Maria Elisabeth. Wir könnten gemeinsam viel erreichen. Ich würde mit dir nach Venedig fahren. Ich habe es dir schon einmal gesagt. Es muss doch noch mehr geben, als eine kalte Kirche und ihre verkniffenen Betschwestern.

M: Sie sind die Regierung dieses kleinen barocken Fürstentums.

K: Ohne die Soldaten haben sie auch keine Macht. Da hilft ihnen ihr ganzes heiliges Getue nichts. Du musst es ja wissen, an wen du dich hältst. Ich werde nicht so schnell nachgeben. Das muss dir klar sein. Da musst du schon viele Fürsprecher aufbringen, um das Ruder herumzudrehen.

M: Keine Angst. Daran mangelt es mir nicht. Die englische Königin Anne setzt sich sogar für mich ein. Sie ist die Frau meines Cousins. Ich fürchte, meine Familie ist einfach größer. Da musst du mir schon verzeihen. Dafür kann ich nichts.

K: Du meine Güte. Ich hätte es beinahe vergessen. Ich bin ja im Augenblick die Leiterin des kaiserlich-freien Stifts auf dem Schlossberg. Warum willst du mir mein Stift wegnehmen?

M: Ich nehme dir nichts weg, ich wurde gewählt.

K: Von den Schwarzburg-Schwestern. Die reine Schwesternpest. Dabei war ich

schon lange zur Äbtissin vorbestimmt. Von meiner Vorgängerin. Warum willst du dieses Stift? Geh doch nach Essen oder nach Gandersheim.

M: Es ist das allervornehmste. Es hat die größte Bedeutung. Gib auf! Der Kaiser will dich nicht. Deine Familie gehört nicht zu den Reichsständen.

K: Aber der Kurfürst August der Starke wollte mich.

M: Ja, du warst seine erste Mätresse, die ganze Welt weiß es.

K: Nein, er wollte mich als Äbtissin.

M: Er wollte dich loswerden. Um sich besser um seine neue Mätresse kümmern zu können. Mit der kam er doch aus Wien nach Hause, und du warst schwanger. Da durftest du abreisen nach Quedlinburg.

K: Er hat es gut mit mir gemeint.

M: Ich kenne ihn. Er ist mein Cousin.

K: Mit wem bist du eigentlich nicht verwandt?

M: Mit dir nicht, aber mit deinem Sohn. Sein Vater, der Kurfürst von Sachsen hat es so gut mit dir gemeint, dass er mit einem Mal das ganze Stift Quedlinburg mit seinem Gebiet an den preußischen König verkauft hat. Er wollte sich zum König in Polen wählen lassen und brauchte Geld.

K: Wer braucht das nicht? Das Stift hat er verkauft. Aber er wusste, dass der neue Schutzherr, ihre königlich preußische Majestät Friedrich I., nichts gegen mich einzuwenden hat.

M: Das glaube ich gerne. Es wird geredet über dich.

K: Natürlich. Das ist es ja, was meine Berühmtheit ausmacht.

M: Die Preußen. Sie besetzen die Stadt. Sie stürmen die Häuser. Verlangen Steuer von jedem, der mit seinem Fuhrwerk zum Tor hineinfährt. Sie zwingen die Menschen, Soldaten bei sich zu beherbergen. Du weißt doch, wie klein die Häuser hier sind.

K: Sie sind nicht kleiner als anderswo.

M: Es genügt ja, wenn du dir einen Palast bauen lässt.

K: Nun übertreibst du aber. Die Probstei ist kein Versailles.

M: Und du schreibst dem König schmeichelnde Briefe. Wünschst ihm alle Reiche der Welt zu Füßen zu legen, während das weinende Stift Quedlinburg sich beim Kaiser bitter beklagt.

K: Das ist die eine Seite.

M: Deine Seite sollte es sein! Du bist ja nicht einmal da! Deine liebe Freundin Anna Dorothea hat dich mehrfach gebeten, dich mehr um das Stift zu kümmern, statt herumzureisen, dich an den Höfen zu zerstreuen und dich um deine Familienstreitigkeiten zu kümmern.

K: Was weißt du schon? Ich muss mich für meinen Sohn einsetzen.

M: Ich habe kein Kind, und ich werde auch keines bekommen. Ich bin siebenunddreißig Jahre alt.

K: Natürlich kannst du das. Es ist noch nicht zu spät.

M: Ich bin nicht wie du. Nicht annähernd so begabt und erst recht nicht so schön.

K: Schönheit ist nichts. Liebe ist alles. Du kannst noch so viel erleben. Auch die schmalen Lippen können küssen.

M: Ich habe dich immer bewundert.

K: Ich habe dich immer gemocht.

Morgengrauen auf dem Schlossberg

Kirchenglocken sind die Freunde derer, die ohne Schlaf liegen. Sie sind wach und warten auf die volle Stunde. Viermal schlägt es oben im Turm der Schlosskirche. Die anderen Glocken der Kirchen unten in der Stadt kann sie nicht voneinander unterscheiden, so laut folgt diese hier oben ihrer Bestimmung. Wie oft wird sie dir noch läuten, Äbtissin, bis du deinen Platz in der Gruft in dem Nebenraum der Krypta im Untergeschoss der Kirche erhalten wirst? Heulen und Zähneklappern. Das ist schon nichts Fremdes für dich hier oben in deinem Schlafgemach. Dein Leichnam wird nicht verwesen. Deine Vorgängerinnen liegen mumifiziert dort unten in ihren Särgen. Du kannst dir heute schon aussuchen, in welchem Kleid du vor deinen Schöpfer treten wirst. Aber eines muss die hohe Dame im Kopf behalten. Was hier auf der Erde hoch ist, das ist vor ihm dort oben ganz unten. Wer sagt, dass du nicht zuunterst in die Hölle kommen wirst?

Warum musste die Prinzessin auch Äbtissin werden und weiterhin eine Prinzessin sein wollen? Das ist das Erbe der Reformation, die aus dem Stift endgültig ein herrschaftliches Fürstenhaus gemacht hat. Frei und weltlich. Beinahe würde sie lachen, wenn ihr nicht die Rippen vom Korsett schmerzen würden, welches sie abgelegt hat für die Nacht. Die Brustknochen streben nach ihrer ursprünglichen Form, aber sie wissen, dass sie in ein paar Stunden vom Fräulein von Heringen wieder zurechtgezurrt werden. Weiter unten an den Hüften nagt die Kälte wie ein böser Wurm. Rühre dich oder rühre dich nicht. Du wirst eines Tages nicht mehr laufen können. Darin bist du denen, die in der Stadt wohnen, gleich. Liebe Prinzessin. Das alles ist nicht die Sache, wie die Leute hier zu sagen pflegen. Sie hat Bauchkrämpfe. Bauchkrämpfe, die nicht von ihrer Monatsblutung kommen. Diese ist längst versiegt. Es sind Bauchkrämpfe wegen derer es sich nicht lohnt, einen Medicus zu holen. Eine Hexe, die sich auf Kräuter versteht, schon eher. Doch das sie kann sie sich hier oben auf dem Schlossberg in Quedlinburg nicht leisten, ein solches Mütterlein heraufzuholen. Aus den Häusern, auf deren Dächer sie jeden Tag herunterschauen kann, wenn sie ihren Blick über das weite Land schweifen lässt, würden ihr zu viele Augenpaare folgen. Es ist, als wären die großen und kleinen Häuschen eigens gebaut worden, um die auf dem Berg Lebenden zu kontrollieren. Wer geht da herauf? Wer hat sich die denn bestellt? Es genügt nicht, dass es kein Kloster ist, es muss auch noch mit den heidnischen Methoden gearbeitet werden. Ich habe es genau gesehen, obwohl es schon dunkel war. Du hast was gesehen? Ja, aber sag es keinem. Ist Ihre Majestät krank? Krank nicht, aber sieh dir nur ihr graues Gesicht an, ihr verkniffenes Gesicht.

Hat sie dir etwas gesagt? Was soll sie mit mir geredet haben? Wer bin ich denn? Keine Angst, ich sage es keinem. Aber wenn am Abend der Hausherr stumm seinen Löffel in die Suppe taucht, und sich das Schweigen wie Blei in der Stube breitmacht, dann hat die Hausfrau immer noch die Alte, die jemand den Berg heraufsteigen sah. Die mit den Kräutern? Wer hat sie denn gesehen? Ich weiß nicht, niemand. Ich habe es bloß gehört. Dann musst du doch wissen, wer es war, der das gesagt hat. Nein. Ich stand auf dem Marktplatz, es war ein wildes Treiben. War es eine Frau oder ein Mann? Ich kannte die Person nicht. Eine Frau war es, glaube ich. Und ich glaube dir kein Wort. Die Nachbarin war es. Denk doch, was du willst, sagt seine Frau und findet es nicht verwunderlich, dass der Hahn im Nachbarhof kräht. Was heraus ist, das ist heraus. Das bekommst du nie wieder zurück.

Was heraus ist, das ist heraus. Das weiß auch Maria Elisabeth, die sich in ihren Kissen wälzt. Sie hört die Hunde im Ort bellen. Wenn einer anfängt, dann ist es vorbei mit der Ruhe, dann muss der andere auch anschlagen und der nächste ruft. Ich bin hier. Ich bin hier. Wehe, wenn ich euch erwische. Kannst du nicht, du bist festgebunden. Lasst uns davonziehen mit den Wölfen, die sind frei. So jaulen die Hunde und wissen, dass sie höchstens getreten werden, aber nicht losgebunden.

Bis wieder Ruhe einkehrt, dauert es. Die Stille hat es dann schwer. Aber manchmal ist die absolute Ruhe das schlimmste. Der Frieden, der darauf beruht, dass sie Ruhe gibt. Aber sie hat es sich nicht gefallen lassen. Da kannte sie der Preußenkönig schlecht, wenn er gedacht hat, dass sie sich einfach alles bieten lässt. Sie sind doch hier keine Betschwestern, deren größtes Pläsir der Gehorsam ist. Sie sind auch keine ausgedienten Mätressen, die sich mit schöngeistigen Schriften und Gesang die Tage verkürzen. Sie jedenfalls ist nicht so. Ihre Majestät Elisabeth Maria von Holstein Gottorf hätte ja gar nicht herkommen müssen aus Hamburg und sich huldigen lassen müssen vom Rat der Stadt, wenn ihr das Wohl ihrer Untertanen nichts bedeuten würde. Nein. Schon der Vater von Friedrich Wilhelm I. hat alles in seiner Macht Stehende unternommen, dass ich diese Stelle nicht bekomme, aber die Stiftsfrauen wollten mich, und sie haben gewonnen. Dass ich diejenige bin, die den Preis dafür bezahlen muss, steht auf einem anderen Blatt. Auch ich habe meine Feder geschwungen. Vielleicht hätte ich es nicht tun sollen? Oder vielleicht hätte ich es beim Schreiben bewenden lassen sollen. Aber das tat ich nicht. Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Ich ließ es auch noch drucken. Nicht wenige Druckschriften in Quedlinburg wurden vom Stift beauftragt.

Und ich kann euch versichern, es waren nicht nur Gesangbücher und Leichenpredigten. Die Buchdrucker hatten von Anfang an ihre helle Freude an mir. Zum Beispiel, als ich das Brunnenfest auf dem Münzenberg (fontinalia sionis) habe feiern lassen. Freunde und Verwandte lud ich ein, die Jungfrauen sangen, mir zur Ehren wurde eine Ode geschrieben und Pfarrer Götze fand schöne Worte. Das waren hellere Tage, doch der Brunnen ist längst versiegt, er war in kürzester Zeit wieder mit Unrat gefüllt, die Münzenberger müssen ihr Wasser wieder herauftragen, und alle, die schon immer

gesagt haben, dass die Münzenberger einen Dreck wert sind, denken, dass sie schon immer recht gehabt haben.

Die Äbtissin, die eine Fürstin ist, wälzt sich in ihren Kissen und lauscht den Winden, die um die Türme heulen. Sie hört einen Kauz rufen. Dann wieder ist ihr, als würde ihr ein Stoß in den Unterleib getrieben. Von allem, was sie am schlimmsten bedrückt, ist es die Schuld, die sie am wenigsten ertragen kann. Doch nicht, dass sie einsam ist, ihre Bettstadt nicht teilt mit einem gütigen Gemahl? Dass sie sich ständig um die Finanzen, um die Bauarbeiten, um die Streitereien im Stift kümmern muss, macht ihr nichts aus. Die Arbeit ist ihr lieb. Ohne die Arbeit? Da müsste sie ja gar nicht hier sein.

Ich konnte es doch nicht weiter geschehen lassen. Ich musste doch versuchen, das Unheil abzuwenden von denen, die mir anvertraut sind. Ich kann doch nicht zusehen, wie der Schutzherr die Meinen quält.

Schuljungen vom Schulweg zu entführen und aus ihren Häusern zu holen, um Soldaten aus ihnen zu machen. Das sollte ich geschehen lassen? In den beiden oberen Klassen sind von 169 nur noch 50 übriggeblieben. Einen meiner Diener haben sie in Livree abgegriffen und nach Halberstadt gebracht. Wir haben ihn wieder zurückgeholt und auf eine ferne Universität geschickt, damit er dort seine Studien fortsetzen kann. 50 Knaben im Alter von 10 bis 15 Jahren wurden zusammengeschleppt und mussten einen Soldateneid schwören.

Überall in der Stadt müssen die Leute Soldaten in ihrem Haus beherbergen. Wenn sie das nicht wollen, müssen sie Strafe zahlen. Nicht wenige arme Menschen haben sich schon ihr Korn aus der Mühle zurückgeholt und verkauft, damit sie von dieser Pflicht befreit waren. Oder sie schnitten ihren Kindern die Haare ab, um sie einem Perückenmacher verkaufen zu können. Solch eine schlimme Sache ist die Einquartierung der Militärs, die oft noch Frau und Kinder dabeihaben. Die Besatzer haben mitten in der Stadt Straßensperren errichtet, keiner kann durch, dem sie es nicht erlauben. Nicht einmal eine Hebamme, die nachts in den benachbarten Stadtteil gerufen wird. Sie steht eine Stunde, bis den Wachhabenden „die Kehle“ geschmiert wurde.

Noch schlimmer geht es mit der Steuer zu. Der Treiber der Münch-Mühle Ulrich Balcke wollte einige Säcke Schrot durch das hohe Tor bringen, da wurde er nach seinem Steuerzettel befragt. Dann fuhren sie ihn in das ehemalige Neustädter Rathaus, beschimpften ihn, schlugen ihn und rissen ihm Haare aus. Dabei riefen sie: „Das ist vom Keyser“, „das ist von der Marie Ließgen“ – damit war ich gemeint – „das ist von seiner Königlichen Majestät von Preußen“ …

Es wird unter Ausrufung meines Namens gefoltert. Die Leute werden gequält und verhöhnt: „Was hilft euch jetzt die sakramentische Fürstin? Die frisst sich oben die Jacke dick und ihr armen Leute müsst sitzen in Not und Leiden.“ Wer dem König von Preußen widerspricht, dem sagt er, er solle nicht räsonieren. Das ist seine Antwort auf alles. Der Hochwohlgeborene. Obwohl: So hochwohlgeboren ist er auch nicht. Sein Vater war nur ein Herzog und ist bloß deshalb König geworden, weil er sich selber

gekrönt hat. So einfach ist das. Der Sohn aber macht eine Militärmacht aus seinem Königreich. Nicht einmal gegen seinen eigenen Sohn Friedrich ließ er Gnade walten. Er ließ ihn einsperren in Küstrin, und die Hinrichtung von dessen Freund Katte am selben Ort durchführen. Ausgerechnet mit diesem Soldatenkönig legte ich mich an, der selber ein Soldat ist, und für den das Wichtigste nun einmal die Soldaten sind. Ich musste mich ihm widersetzen. Ich konnte nicht anders. Schließlich stamme ich in direkter Linie vom Vater der berühmten Äbtissin Hedwig von Sachsen ab, deren Brüder einst die Stadt Quedlinburg unterworfen und ihr das Stadtrecht genommen haben. Aber das ist hier niemandem klar. Auch nicht dem Preußenkönig.

Ich beschwerte mich beim Kaiser: „Sie legen die Leute unter die Pritsche und quälen sie henkermäßig, bis sie nach Geld schicken.“ Es kam auch noch dazu, dass der König versuchte, alle Pferde aufzukaufen. Da musste doch jemand einen Riegel vorschieben! Überall ließ ich den Befehl anschlagen, dass keine Pferde mehr verkauft werden sollten und dass sich niemand dazu zwingen lassen dürfe, zum Militär zu gehen. Ich befahl, Misshandlungen zu melden.

Ich bin ja nur die arme Äbtissin und habe ja selbst keine Soldaten, sonst hätte ich die Soldaten des Preußenkönigs verjagen lassen können. Die Bürger, die von den Militärs malträtiert wurden, wurden für nichts anderes bestraft, als dass sie mir gehorchten.

Wieder läutet die Glocke. Nur einmal. Warum kann es denn nicht das letzte Mal sein? Der Tod löst alles. Mors omnia solvit. Mein Vater ist tot, meine Mutter ist auch schon dorthin gegangen, meine Schwester, die geliebte, und mein Bruder fiel auf dem Schlachtfeld. Der andere, gottlob, ist mir geblieben, aber er ist weit weg und kann mir nicht helfen.

Einzig das Fräulein von Heringen ist meine Freude. Die habe ich so liebgewonnen, dass ich sie zu meinem Kammerfräulein gemacht habe.

Als sie zu mir kommt, bringt sie mir einen Kräutertee. Ich weiß genau, von wem sie ihn hat. Aber ich frage nicht. Sie schämt sich nicht, in die Häuser zu laufen und zu reden, mit wem sie will. Sie verteilt Brot und Geld an die Armen. Ich weiß es, und sie ist mir deshalb doppelt lieb.

„Haben Ihre Durchlaucht gut geschlafen?“

Ich lasse mir von ihr aus dem Bett helfen und sage: Ich habe die Glockenschläge gezählt.

„Ihre Hoheit sehen gut aus.“

Das Fräulein von Heringen darf alles. Sie darf mich auch anlügen und mir eine Träne von der Wange wischen. Als sie mich fertig angezogen hat, nimmt sie mich in den Arm. So lieb ist das Fräulein von Heringen.

Cornelia Habisch – Die Vereinnahmung

Die Namenlose

Ich bin eine Namenlose, eine Unsichtbare, eine gänzlich Unwichtige. Morgens bin ich die erste, hänge meinen Mantel auf und lege das Kopftuch über einen Stuhl im Vestibül. Ich lüfte die Räume, heize die Öfen, setze das Wasser für den Kaffee auf. Wenn es am Abend eine schwierige Sitzung gab, nehme ich das gute Geschirr aus der Vitrine, das stimmt sie heiter. Und sonst das einfache Weiße. Und ob es schwierig war, muss ich erahnen, oder an den Morgen-Gesichtern ablesen, wenn sie ankommen.

Ich koche Kaffee oder Kamillentee, je nachdem, ob da ein Mann Durst hat oder ein Schwächling mit nervösem Magen, und lege ein paar Kekse dazu. Ich gieße die mitgebrachte Milch aus der bäuerlichen Kanne in den blauen Krug und stelle sie auf der Fensterbank kalt. So spare ich – jetzt, im kalten Januar – den Gang in den ungemütlichen Keller, in dem Ratten lauern und Spinnenweben den Weg verekeln. Ich spitze die Bleistifte, fülle das Tintenfass auf, lege die Zeitung zurecht, trage die Termine ein.

Ich bin eine, die niemand sieht, und sehe doch fast alles. Ich bin eine, die keiner kennt und kenne sie doch fast alle. Ich bin eine, die fast nichts sagt, aber ich höre, was sie sprechen. Ich bin von keiner Bedeutung, mein Gesicht muss man sich nicht merken. Nach mir fragt keiner, eher schon nach der Post, einer heißen Suppe oder einem Glas Wilthener, wenn es hoch hergegangen war.

Bevor sie kommen, werfe ich einen Blick aus dem Fenster, heute ist die Stadt mit Raureif überzogen, die Bäume stehen starr im Winterschnee. Lebendig einzig die Krähen oben auf der Stromleitung. Ob es glatt ist da oben, so wie auf der Straße?

Wenn sie da sind, verhalte ich mich so, wie ich es gelernt habe. Halt dich raus, eck nicht an, lass dich zu keiner Meinung verleiten. Und wenn du eine hast, behalte sie für dich. Und alles, was du wissen musst, ist: Wer hat die Macht? An den muss man sich halten.

Aber wer hat die Macht? Wer hat die Macht in Quedlinburg, im Januar des Jahres 1936?

Und in der Nacht träumt sie:

Eisblumen

Eisblumen vor dem Fenster

Sie wachsen

Werden dicker

Schicht legt sich auf Schicht

Noch kann sie schemenhaft

Die Häuser gegenüber

Erkennen
Doch das Eis ist überall
Auf den Mauern
Klettert über die Dachziegel
Kommt unter dem Türspalt ins Haus
Überzieht den Flur
Die Küche
Den kleinen Wohnraum
Sprengt die blaue Vase ihrer Mutter
Auf der Anrichte
Die Scherben fliegen durchs Zimmer,
Fallen klirrend auf den Boden
Das Eis ist überall
Dunkelheit um sie herum
Sie sieht es nicht kommen
Hört nur die klirrenden Scherben
Knisternde Kristalle
Brechende Zapfen
Erreichen ihr Bett
Überziehen die Metallstäbe
Die Bettdecke mit den Streublumen
Die sie so liebt
Sie stemmt sich gegen das Eis
Doch die Decke wird zum Brett
Erdrückt sie fast
Eiszeit
Weltwinter
Sie kämpft, drückt die Füße
Gegen das kalte Eisen der Bettpfosten
Ihr ist kalt
Als sie morgens erwacht.

Es wird geredet in der Stadt ...

Es wird geredet in der Stadt, an den Ecken stehen die Männer und demonstrieren ihre Schweigsamkeit, doch hinter vorgehaltener Hand berichten sie sich gegenseitig ihr Wissen von den Vorgängen, die ihre kleine, alte Stadt in den Focus der Mächtigen bringen. Und die Frauen tuscheln in den Läden mit den Verkäuferinnen, an

den Marktständen vor dem Rathaus, auf dem Weg nach Hause. Sie scheuchen die Kinder fort, wenn sie mittags aus dem Schulgebäude stürzen und sich der Mutter anschließen wollen. Es ist die Zeit, in der die Familien in großer Runde über die Mächtigen schweigen, in der die Eltern die Unbeschwertheit und das lose Mundwerk der Kinder fürchten, in der viele die Angst vor dem Verrat durch ihre Nächsten schlaflos liegen lässt. Es ist die Zeit der massenhaften Feigheit vor dem Freund, des Misstrauens, der Angst, es sich mit der Obrigkeit zu verderben. Und diesmal geht es nicht um irgendwen, nicht um Ortsgruppenleiter, den Oberbürgermeister oder Kirchenobere des Ortes, es geht um die obersten Oberen, aber wer da kommt, weiß man im Januar noch nicht. Ein Erlöser ist es jedenfalls nicht, das weiß man.

Und das ist so spannend, so aufregend, dass die meisten doch etwas erfahren, etwas aufschnappen, etwas erzählen wollen von dem Großen, dass sich ankündigt mit dem 1000. Todestag des ersten deutschen Königs, der hier begraben ist, Heinrich I., in der Stiftskirche oben auf dem Schlossberg.

„Das war der Begründer unseres Reiches“, flüstert die Frau des Schlachters, und ihr Gesicht läuft vor Aufregung noch ein bisschen roter an als sonst, die bläulichen Äderchen glühen dabei. „Unsinn“, antwortet die Frau des Lehrers, „das hätten die gerne, aber das ist Humbug“, und dann erschrickt sie über ihren eigenen Mut und verstummt unter dem Blick der resoluten Wurstverkäuferin. Kann sie ihr trauen? Reichen die vielen Jahre Kundschaft aus, um nicht verraten zu werden für diesen Satz? Sie beschließt einen Spontankauf, um die Schlachtergattin milde zu stimmen, ordert noch vier Rouladen und erntet einen erstaunten Blick. „Mitten in der Woche Rouladen?“ fragt die Namenlose, die hinter ihr in der Schlange steht. „Mein Mann braucht etwas Kräftiges bei dieser Kälte“, antwortet die Frau des Lehrers und strahlt über die Theke hinweg, wo die Verkäuferin – erfreut über den unerwarteten Umsatz – das Fleisch in langen, dünnen Scheiben von der Oberschale herunterschneidet. Jetzt richten sich die Blicke auf die Namenlose: „Weiß man denn schon etwas? Wer da kommt und da mitfeiert?“ Die Namenlose errötet, verneint, weiß von nichts, bestellt stotternd ein achtel Braunschweiger, eigentlich Luxus, aber auch ihr gelingt damit das Ablenkungsmanöver. Sie zahlt hastig und verlässt fast fluchtartig den Laden, bleibt mit dem Schal am Türgriff hängen und lässt sich von der Frau des Lehrers, die auch auf dem Weg nach draußen ist, helfen. Dann bleibt sie stehen und atmet schwer. „Wird viel zu viel geredet dieser Tage“, sagt sie schließlich. „Dabei muss man aufpassen, was man sagt“, antwortet die Lehrersfrau. Doch diese wohlwollende Mahnung erzeugt das Gegenteil, die Namenlose kann nicht mehr an sich halten: „Es gibt einen Brief vom Bürgermeister an den Provinzialkonservator in Halle, da schreibt er, dass ‚bedeutende Berliner Reichsstellen‘ unsere Feier zum 1000. Todestag ausrichten“, flüstert sie vielsagend. „Das kann alles Mögliche heißen“, raunt sie, doch das Gesicht der Frau des Lehrers bleibt unbeteiligt, sie schaut sich unauffällig um und verabschiedet sich eilig, will nicht noch mehr hören, lässt die Namenlose stehen. Die überquert den Marktplatz, in sich versunken, sie fragt sich, ob es ein Fehler war, das zu verraten, ob es sich herumsprechen wird, ob man der Frau des Lehrers vertrauen kann. Ihr wird

flau im Magen bei dem Gedanken an die möglichen Folgen, ihr Darm rebelliert, sie muss schnell nach Hause, übersieht in der Eile den Bauernkarren, der auf sie zufährt und wird beinahe von dem Gespann erfasst. Schnell läuft sie in Richtung St. Ägidien, in deren Nähe sie eine kleine Wohnung hat, ihr ganzer Stolz.

Und in der Nacht träumt sie:

Nachtangst
Ein Traum, bizarr, kalt, wie
Ein Gewirr von Bahnen
Helle, blitzende Farben
Blauer Himmel, Sonne
Aber eisige Kälte
Sie sind da und nicht da
Sie sieht sie nicht
Laute Schritte hinter ihr
Hastige Schritte – sie läuft
Hört hinter sich den keuchenden Atem
Spürt die Macht, die nach ihr greift
Schweiß rinnt ihren Rücken hinab
Sie stolpert, fällt
Verwirrtes, verschwitztes Erwachen
draußen dämmert der Morgen

Hoher Besuch

Der Brief liegt offen auf dem Schreibtisch. Das ist nicht ungewöhnlich, aber normalerweise liest sie die Briefe nicht, die an ihn persönlich gerichtet sind, jedenfalls dann nicht, wenn sie sie nicht selbst weiterbearbeiten muss. Heute kann sie nicht widerstehen, und hier steht es schwarz auf weiß:

Nicht die Stadt würde die Feier zu Heinrichs tausendstem Todestag ausrichten, nicht die Kirchengemeinde, nein, sie würden kommen, sie hatten den Blick auf die kleine Fachwerkstatt geworfen, in der sich in früherer Zeit über Jahrhunderte Macht entfaltet hatte, und die nun im Fokus der neuen Machthaber steht.

Und es kündigt sich prominenter Besuch an, ausgerechnet der Reichsführer der SS, der Herrscher über alle Organe des Terrors, der Mann, der die Christenheit verachtet und dem Neuheidentum frönt, ist nun Ausrichter des Festtages, diktiert die Entscheidungen und kommt zu einem Vorbereitungsbesuch, damit kein Zweifel aufkommt, wer hier befiehlt und wer folgt. Das lässt nichts Gutes ahnen, und jetzt versteht sie, warum die Aufregung groß ist in der Gemeinde und in ihrem Vorstand.

Die Namenlose würde gern einen Blick auf den Reichsführer werfen an diesem Tag im Mai, aber es kommt nicht dazu, noch ist er abgeschirmt, geht in einer Menschentraube in die Stiftskirche, große Kerle in schneidigen Uniformen.

Auf dem Markt reden sie über die SS. Der Gemüsebauer, bei dem sie wöchentlich einkauft, hat seinen ältesten Sohn dort untergebracht und prahlt damit, dass kleine Männer dort keine Chance hätten, wenigstens 1,70 groß müsse man sein, und natürlich dürfe da kein Jude im Stammbaum sein. Bei dem letzten Satz zuckt sie zusammen. Wie selbstverständlich er die Juden ausgrenzt, Ekel steigt in ihr auf gegenüber diesem Mann, der Teil der großen Anmaßung dieser Jahre ist.

Tag für Tag sieht sie die Gesichter, voll Sorge die einen, skeptisch und abwartend, doch die meisten geschmeichelt und triumphierend, dass Quedlinburg erneut zum Machtort aufsteigen könnte.

Längst ist es Frühling, die Zeit verrinnt, und die Nachrichten, die die Gemeinde erreichen, werden immer bedrückender: Ein Staatsakt sollt es werden, kein Gottesdienst ist am Festtag möglich, wohl aber am Sonntag danach.

Aber das Schlimmste: Umbauten sollen das Gesicht der alten, würdigen Kirche, in der seit Jahrhunderten gebetet und getröstet wird, den Vorstellungen der Machthaber von einer nationalen Weihestätte anpassen. Das gotische Gewölbe soll einem neuromanischen Einbau weichen. Und in der Krypta wollen sie nach den sterblichen Überresten Heinrichs suchen.

Es gehen Briefe hin und her, zwischen Gemeinde, Kirchenführung und Denkmalpflege, Reichsbehörden und Oberbürgermeister, aber das Ergebnis ist immer wieder dasselbe: Widerstand ist zwecklos. Zu viele Fürsprecher auf allen Ebenen, zu viele, die sich von diesem Festtag etwas versprechen, etwas mehr Macht, etwas mehr Geld, eine Beförderung, ein wenig Ruhm im Schatten der Mächtigen, ein Foto in der Zeitung: Dafür ist man bereit, den Ort, der seit Jahrhunderten ein Symbol des Christentums für die ganze Region ist, aufzureißen, umzubauen und im wahrsten Sinne des Wortes zu entleeren.

Die Namenlose tippte die Briefe, trägt den Kaffee und den Tee in die Beratungen und hört immer wieder das vielstimmige „Ja!“, die Bereitschaft zum brüchigen Kompromiss und das verzweifelte Dagegenhalten einiger Weniger.

Und seit dem Besuch des Reichsführers der SS am 11. Mai gibt es keinen Zweifel mehr an den Absichten. In der Krypta und auch oben im Langhaus sucht die SS nach den Gebeinen des Königs, lässt Löcher in den Boden schlagen, und oben im Dom wird ein Teil des Altars entfernt, ein neues Portal soll entstehen, das den Wünschen der Machthaber nach einem feierlichen Einmarsch genügt, die alten Bänke werden herausgetragen – der Dom nicht länger Ort der Stille, sondern eine Baustelle, frische Wunden im alten Gemäuer, in Erwartung eines nationalen Triumphs.

Die Namenlose geht manchmal an der Baustelle vorbei, hört das Hämmern und Schlagen, die groben Flüche der Bauarbeiter, sieht die Archäologen und die SS-Männer

über Papiere gebeugt, und all das schmerzt sie, als ob ihr die Wunden geschlagen würden, und sie sehnt sich nach den Momenten demütiger Stille, den Gottesdiensten, dem Gesang der Gemeinde, den tröstenden Worten des Pfarrers. Hier hatte sie sonntags Kraft für die Woche geschöpft, hier hatte sie Ruhe gefunden nach einem anstrengenden Tag im Büro, und nun weiß sie nicht wohin mit sich, mit ihrer Einsamkeit und ihrer Sehnsucht nach Gemeinschaft. Dabei war das Land scheinbar angefüllt von Gemeinschaft, Volksgemeinschaft, und es war verführerisch, sich zugehörig zu fühlen, wenn man über vieles hinwegsehen konnte, nicht nur über die Wunden im Dom.

Und in der Nacht träumt sie:

Gebet
Sie steht an der Mauer der Kirche
Die nicht zu betreten ist
Es ist Abend
Ein unbeobachteter Moment
Des Gebetes
Sie ist ganz bei sich
Als sie den Griff spürt
Eine Macht,
Der sie sich nicht entziehen kann
Die man nicht sehen kann
Die stärker ist als sie
Die den Boden wegreißen kann
Unter ihren Füßen
Sie will weglaufen,
Kann aber keinen Schritt tun
Sie will schreien
Aber es kommt kein Laut aus ihrer Kehle
Nur ein Krächzen, verzweifelt
Mitten in diesem Kampf ohne Fäuste
Wacht sie auf
Findet sich in ihrem Bett
Braucht eine lange Zeit
Um aufzustehen

Die Blamage

„Jetzt blamieren sie sich. Aber gründlich. Habe ich doch schon gehört, Sie müssen nicht schweigen.“ Die Namenlose steht vor der Theke des Metzgers, dessen Frau mit aufgeregter Miene die Geschehnisse interpretiert. Sie weiß alles, fast mehr als die Namenlose, und drängt sie, ihr zu vertrauen. „Der Umbau wird nicht fertig bis zur großen Feier, haben die Bauleute gesagt, als sie heute Morgen zum Frühstück hier waren.“ Die Namenlose schweigt sie an. „Und Heinrichs Knochen sollen sie auch noch nicht gefunden haben.“ Die Metzgersfrau schaut sie erwartungsvoll an, hofft auf Bestätigung.

„Soso. Ich kriege ja gar nicht alles mit, das Meiste spielt sich hinter verschlossenen Türen ab,“ beteuert die Namenlose. Die Metzgersfrau schaut sie zweifelnd an: „Sie sind doch mittendrin!“ „Ja, sicher“, stottert die Namenlose, „Es soll schwierig sein, und die Zeit drängt sehr.“ Jetzt gibt es kein Zurück mehr: „Der Ärger in Berlin ist wohl sehr groß“, berichtet sie, „aber sie können niemandem die Schuld geben, sie haben ja alles selbst entschieden. Und für die Grabungen sind extra Archäologen und SS-Leute aus Berlin hier.“

„Und wo sind nun die königlichen Knochen? Sind doch irgendwann begraben worden!“ Die Metzgersfrau hadert mit den kläglichen Ergebnissen der Grabung. „So werden wir niemals berühmt!“

„Die Beisetzung von König Heinrich ist tausend Jahre her“, erwidert die Namenlose, „Da ist viel passiert seitdem, auch auf dem Schlossberg. Wer weiß, wo sie liegen. Uns hier in Quedlinburg hat ja die Geschichte immer genügt, wir brauchten keinen Beweis, um Sterbeort zu sein.“ Die Namenlose erschrickt vor den eigenen Worten. Das kann man nur als Kritik verstehen. Ihr wird heiß, Schweißperlen auf der Stirn. „Geht es Ihnen nicht gut, wollen Sie sich einen Moment setzen?“, fragt die Metzgersfrau. „Nein, nein!“, wehrt die Namenlose ab, fürchtet noch mehr insistierende Fragen, zahlt und verlässt das Geschäft.

Draußen begegnet ihr der Bürgermeister, der gerade das Rathaus verlassen hat und fast mit ihr zusammenstößt. „Wohin so eilig, junges Fräulein?“, scherzt er. „Nach Hause, Herr Bürgermeister, nach Hause“, ruft sie, aber er hält sie am Ärmel ihrer Jacke fest. „Wie steht es denn oben auf dem Schlossberg? Kommen die Herren voran?“

Die Namenlose steht stumm vor ihm. Das müsste er als Bürgermeister doch viel besser wissen als sie, das Bürofräulein. Will er sie aushorchen? Droht ihr Gefahr? Weiß er schon, dass sie eine aufmerksame Beobachterin ist, dass sie nicht immer geschwiegen hat in den letzten Monaten? Stellt er sie auf die Probe? Die Röte steigt ihr ins Gesicht. „Naja, die Zeit drängt, Herr Bürgermeister, und die Herren wollen ja etwas vorweisen am zweiten Juli. Und dass sie noch nix gefunden haben von Heinrichs Überresten, ist doch bestimmt auch im Rathaus schon bekannt, oder?“

Sie atmet auf, hat den Ball zurückgeworfen, jetzt steht der Bürgermeister schweigend vor ihr, hinter seiner Stirn arbeitet es. Wir können uns nichts mehr sagen, denkt

die Namenlose, nicht in unserer Stadt, nicht unter Freunden, Kollegen, in den Familien. Und auf einmal ist sie froh, keine Familie zu haben, mit der sie Abend für Abend am Tisch sitzen und schweigen muss, jeden Satz bedenken, die Kinder vor die Tür schicken, Eltern und Schwiegereltern wohlmöglich auf unterschiedlichen Seiten, und ein Mann, dem sie, wenn sie großes Glück hat, vertrauen kann, ein paar geflüsterte Sätze, wenn alle schlafen, Sekunden des Einvernehmens, aber immer die Angst, es könnte jemand merken, jemand, der aufgeht in der nationalen Verheißung dieser Tage, und das könnte ein Pimpf sein oder ein Vorgesetzter oder der eigene Vater.

„Sicher wissen wir das in groben Zügen, aber Sie sind da doch näher dran, naja, wir wollen hoffen, dass alles noch klappt und der hohe Besuch dann kommt“, platzt der Bürgermeister in ihre Gedanken.

„Der hohe Besuch?“, fragt die Namenlose spontan nach, „der Reichsführer SS?“

„Der kommt bestimmt“, antwortet der Bürgermeister, „aber vielleicht“, und jetzt senkt er seine Stimme und flüstert nur noch, „vielleicht kommt ja sogar der Führer, und das wäre doch eine große Ehre für die Stadt.“

Die Namenlose sieht zu Boden, kann ihre Scham kaum verbergen, Scham über diese Stadt, die sich freudig auf den Besuch des Führers vorbereitet, die sich der Macht unterwirft und sogar ihr Wahrzeichen und seine tausendjährige Geschichte preisgibt. „Ja“, stößt sie hervor, „eine sehr große Ehre“, und dann verabschiedet sie sich schnell, damit er die neuerliche Welle des Schamgefühls über die eigene Lüge, die sich tiefrot in ihrem Gesicht abzeichnet, nicht bemerkt.

Und in der Nacht träumt sie:

Entdeckung

Sie haben sie bemerkt

Die Namenlose

Wäre sie sprachlos geblieben

Nichts wäre passiert

Jetzt haben sie sie abgeholt

Sie sitzt auf dem Stuhl

Zwei baumlange Männer

Die Uniformen starr

Hohe Stiefel

Angst-Uniformen

Die Zeichen der Mächtigen am Revers

Die Sigrune

Symbol des Heidentums

Sie fragen

Was sie weiß

Ob sie weiß
Was sie anrichtet
Wer noch dabei ist
Wessen Idee alles war
Die Gesichter nicht erkennbar
Im Gegenlicht
Sie friert
Will fort
Sie drücken sie in den Stuhl
Brüllen auf sie ein
Sie geht insgeheim auf Reisen
Entdeckt eine Fliege an der Wand gegenüber
die krabbelt in Richtung Decke
Hält inne, als das Brüllen verstummt
Beobachtet sie das Geschehen?
Die Namenlose denkt sich weg
Summ, summ, summ
Bienchen summ herum
Als ihr die Melodie leise entfährt
Wird sie hochgerissen
Angestarrt
Angebrüllt
Angefasst
Der Morgen dämmert
Als sie aufwacht

Das tausendarmige Reich

Schon lange ist die Stadt für den großen Tag geschmückt. Kaum einer, der nicht die schwarz-weiß-rote Fahne aus dem Fenster gehängt hat, in den engen Straßen ist kaum etwas Anderes zu sehen. Das Fachwerk verschwunden hinter nationalem Schmuck. In Schulen und Turnhallen hat sich das Jungvolk auf den großen Tag vorbereitet. Mit Trommeln und Trompeten nehmen sie am Festtag teil, ihre Fahnen geweiht.

Zwar ist die Himmler-Pforte, wie das neue Portal am Südflügel des Doms hinter vorgehaltener Hand genannt wird, nicht fertig geworden, und auch Gebeine des Königs hat man nicht gefunden, aber die Vereinnahmung des Ortes nimmt trotzdem brachial ihren Lauf. Die Namenlose ist natürlich nicht im Dom, nur wenige Quedlinburger können teilnehmen, selbst der Superintendent hat brieflich darum betteln müssen,

dass auch der Kirchenvorstand der Domgemeinde als Hausherren eine Einladung bekommen müsse, übrigens vergeblich, weder die Pfarrer noch der Kirchenvorstand sind zugelassen. Aber schon am Abend wabern die Nachrichten über die Feier durch die Stadt. Sie hört als erstes im Büro beim Servieren von Kaffee und einem Gläschen Harzer Brocken von den Ereignissen.

Die Empörung ist immens, denn das nationale Groß-Ereignis begann mit einer Schändung der Kirche, die aus der Sicht der Beobachter alles Bisherige übertrifft. Das Kruzifix in der Taufkapelle wurde von einem SS-Mann mit dem Körper zur Wand gedreht und das Kruzifix am Traualtar wurde sogar abgenommen. Und als ob das noch nicht genug ist, hatte der Mann die Bibel vom Altar genommen und in einer Aktentasche verschwinden lassen, bevor die Feier begann. Der Reichsführer beklagte in seiner Rede das leere Grab, sprach vom Verrat an der nationalen Sache und führte dabei nicht nur historische Ereignisse an, sondern beschuldigt auch die Domgemeinde und ihre Würdenträger.

Auf dem Nachhauseweg läuft ihr die Frau des Lehrers über den Weg, sie ist aufgewühlt, kennt den Verlauf der Feier und macht keinen Hehl aus ihrer Empörung.

„Der Dom ist dicht besetzt gewesen in streng hierarchischer Ordnung, allen voran in der ersten Reihe der Reichsinnenminister, der Reichsführer SS und der Reichsbauernführer, und an den Wänden lauter SS-Fahnen. Ist das nicht entsetzlich?“, fragt sie mit eindringlicher Miene die Namenlose, die ihr zaghaft nickend zustimmt. „Sie huldigen dem König, der vor tausend Jahren das Christentum gefestigt hat und verhängen das Kreuz, um es durch heidnische Runen zu ersetzen. Dieser ganze nationale Rausch ist eine große Lüge! Und am Ende standen sie alle da und rissen ihre Arme zum Führergruß hoch, das tausendarmige Reich!“, platzt es aus der Lehrersfrau heraus.

Die Namenlose weiß nicht so recht, was sie erwidern soll, und die Lehrersfrau erbleicht unter ihrem Schweigen. „Ich kann Ihnen doch vertrauen? Ich sehe es Ihnen doch an, dass Sie dem Ganzen auch nicht zustimmen. Können wir Christen doch gar nicht, oder?“ Ihre Stimme klingt flehentlich, Angst schwingt mit. „Wir können uns vertrauen“, antwortet die Namenlose und wundert sich gleichzeitig über das fremdartige wir aus ihrem Mund. Wann hat es zum letzten Mal ein „Wir“ gegeben? Mit den Eltern, im Gottesdienst, aber dann? Jetzt steht dieses Wir im Raum und fordert wohlmöglich Konsequenzen. Will sie die tragen? Kann sie es? Doch das Wir ist zu reizvoll und soll besiegelt werden.

„Wie ich hörte, haben sie Kreuze in der Taufkapelle und am Traualtar umgedreht oder entfernt, und sie haben die Bibel vom Altar genommen“, und damit verrät sie etwas, das kaum einer wissen kann. Die Lehrersfrau schaut sie entsetzt an. „Wir sollten das nicht hier besprechen“, sagt sie halblaut, sichtlich erschüttert. „Es ist zu riskant in der Öffentlichkeit. Ein einziger Blick kann uns verraten. Kommen Sie doch am Sonntag zum Kaffee, um drei Uhr? Mein Mann würde sich auch freuen.“

Sie trennen sich und die Namenlose trägt das Wir wie einen Schatz nach Hause, eine Verabredung mit zwei Menschen, denen sie vertrauen kann; sie würde am Samstag auf dem Markt Rittersporn kaufen, sie liebt diese Blumen und ist sich sicher, dass auch das Ehepaar sich darüber freuen würde. Und vielleicht einen Johannisbeer-Kuchen mit einem Eierguss, so mag man es in dieser Gegend.

Und in der Nacht träumt sie:

Wir
Da ist ein Garten
In dem sie nicht sitzen
Da ist Sonne
An der sie sich nicht wärmen
Da ist das Haus
Die Fenster trotz Hitze geschlossen
Die Kinder fortgeschickt
Ja, geht ruhig spielen
Uns ist es zu heiß
Der Kuchen süß und herb zugleich
Der Kaffee steigt zu Kopf
Gerötete Gesichter
Der Mann redet sich in Rage
Die Frau weint vor Verzweiflung
Die Namenlose berichtet mit leiser Stimme
Kann endlich alles aussprechen
Eine Reinigung
Katharsis im Wir
Wut mischt sich mit Angst
Die Gedanken mäandern durch den Raum
Verheißungsvolles Einvernehmen
Irgendwo tief in ihr ein leiser Zweifel
Dann ein Klopfen an der Tür
Männer brechen sich Bahn
Hakenkreuze starren von den Mützen auf sie herunter
Flirrende Hitze
Der Lehrer und seine Frau lösen sich auf im Nichts
Das Uniform-Gesicht schiebt sich vor ihren Blick
Jetzt ist es vorbei
Der Gedanke lässt ihre Glieder erschlaffen

Sie sackt im Stuhl zusammen
Als sie erwacht
Ist das Wir wieder da

Die Übernahme

Nun ist es passiert, eine Gemeinde ohne Dom. Im Jahr 1938 hat die Kirchengemeinde den Kampf um den Dom verloren. Am Ostersonntag findet der letzte Gottesdienst im Dom statt, die Namenlose kann es nicht fassen, dass sie nie wieder dort würde singen und beten können. Niedergeschlagen sitzt sie am Nachmittag im Haus des Lehrers.

„Alle Skeptiker wurden bestätigt, denn jeder Kompromiss, zu dem die Gemeinde bereit war, bedeutete nur einen weiteren Schritt zur Übernahme der Macht im Dom. Die Fahne der SS auf dem Turm unserer Kirche und das Hakenkreuz im Hohen Chor, unser Glaube wird mit Füßen getreten“, klagt sie.

„Was anfangs angeblich für eine Feier gedacht war, sollte von Anfang an in einen staatlichen Diebstahl münden: Nach der Festwoche behielt die SS die Oberhand über die Nutzung der Krypta, die nun nicht mehr ohne sie zugänglich war, die Bänke im Dom wurden endgültig entfernt, dann die Aushändigung der Schlüssel zu Krypta und Domschatz und schließlich auch des Schlüssels zum Dom“ – der Lehrer lässt seiner Empörung freien Lauf. „Nicht so laut“, mahnt seine Frau, die Kinder sind oben. „Sie sind alt genug“, erwidert der Mann und fügt hinzu: „Und sie denken wie wir“. „Aber sie sind sicher nicht so standhaft wie wir, wenn es ernst wird“, beharrt die Frau, „und die machen auch vor Kindern nicht halt, wir müssen sie und uns schützen“. „Du hast ja recht“, lenkt der Lehrer ein.

„Ob wir irgendwann wieder im Dom Gottesdienst feiern können?“, fragt die Namenlose in die plötzliche Stille hinein. „Daran glaube ich ganz fest“, sagt der Lehrer, und es klingt wie ein Versprechen. „Das tausendarmige Reich, diese Krake der Zerstörung, wird sich irgendwann selbst zerstören, weil es mit seiner Maßlosigkeit die ganze Welt herausfordert.“

„Aber sie werden solange wüten, bis es nicht mehr geht, und viele werden auf diesem Weg vernichtet, das steht fest“, setzt seine Frau hinzu. Sie sollen beide Recht behalten.

Und in den Nächten träumt sie:

Kein Halten mehr
Sie marschieren
Das Fahnen-Meer verstellt den Blick
Auf alles, was heilig ist
Sie stürmen die Häuser

Zerren Menschen heraus
Nicht wahllos
Diejenigen,
die anderen Glaubens sind
die auf andere Art lieben
die etwas Anderes denken
Die Widerständigen
Die Unangepassten
Sie treiben sie vor sich her
Mit Knüppeln
Mit Hunden
Mit Gewehren
Sie zögern nicht
Sie töten
Die Stadt steht am Fenster
Sieht den Marsch der Elenden
Will nichts sehen
Nichts hören
Nichts sagen
Freut sich auf den kleinen Vorteil
Wenn diese da weg sind
Sind sie die Gewinner
Und endlich Ruhe
Sie wacht auf
Am Morgen des 9. November 1938

Erinnerungsorte • Bernsteinworte

Mieste Hotopp-Riecke

Erzählerin: Brotgeschichte(n). Aus dem Tagebuch eines Turkologen

Mieste: „Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“ prangerte der Halberstädter Dichter Adolf Lepp schon 1884 an, unterstrich also eine soziale Eigenschaft von Brot jenseits der Dimensionen Genuss und Rezept. Ob literarische Begegnungen mit dem Chorasan-Weizen oder dem Tatarenkorn, einem preußischen Imam oder Helal-Bäckern in Mitteldeutschland: Die Orient-Okzident-Bezüge all dieser Erinnerungsorte finden sich auch im Brot und seinen Zutaten. Brot und Gemeinschaft sind schon in Talmud, Bibel und Koran ein wiederkehrendes Bild. Brot als wichtigstem Grundnahrungsmittel und Brotbackkunst als Wissensschatz folgen Texte, die ich meinem Großvater widme, einem Bäcker aus dem Heidedorf Letzlingen, der mich lehrte, mein erstes eigenes Brot zu backen.

E: Episode 1 – Hanifes Rezepte und die Tatarenoffiziere des Alten Dessauers

M: Brotgeschichten also, dachte ich, ein lohnendes Thema. Auf meinen Reisen als Turkologe begegnet mir das Thema Brot immer wieder, so auch in Krakau, der Stadt von Wawel, Lajkonik und Hejnał.

An einem Mai-Abend in der alten polnischen Hauptstadt saßen wir zusammen nach einem angefüllten Tag: Ali, der `Außenminister` der Krimtataren, Ismail, der Philologie-Professor aus Simferopol und ich. Wodka und Bier wurden aufgetischt und die obligatorischen Sakuski ausgepackt.

Ammar: *Diese Snacks zum Dazu-Essen dürfen bei keinem Umtrunk fehlen, egal ob bei Russen, Ukrainern, Polen oder Tataren. Erlaubt ist, was schmeckt: Wurst, eingelegte Gurken, Zwiebeln und Tomaten, Dörr-Obst oder getrocknete Streifchen von Räucherfisch.*

M: Auf unserem abendlichen Hotel-Tisch fand sich auch dunkles Brot, in Streifen getrocknet. „Ali“, frage ich, „sind das Überbleibsel eurer Zugfahrt von Simferopol?“

Lachend meinte Ali, ja, aber viel sei es nicht mehr, die Fahrt nach Polen habe immerhin zwei Tage gedauert. Im Bahnhofskiosk von Krakau habe er deshalb nachkaufen müssen, einige polnische Varianten von Zakąska: Saure Gurken und eingelegte Pilze, frisches Graubrot mit Kümmel und polnische Brotchips Marke Lajkonik.

Unsere Gespräche entsponnen sich um Erinnerungen an Abende auf der freien Krim, um Grillfeste, Exkursionen, Konferenzen und Geburtstagsfeiern und natürlich immer wieder ums Essen, unser Brot in Deutschland, Brotrezepte von der Krim und aus Usbekistan.

E: In Usbekistan kamen Ali und Ismail auf die Welt, dorthin wurden ihre Familien wie fast das ganze Volk der Krimtataren 1944 durch das Stalin-Regime deportiert.

M: Lange Abende halten da auch längere Geschichten bereit, Ausflüge in die gemeinsame Vergangenheit inklusive. So zum Beispiel die von Hanife, einer Deutsch und Polnisch sprechenden Muslima, geboren 1790 in Ostpreußen, die Tochter des preußisch-tatarischen Lanzenreiters Radolenski im tatarischen Leib-Escadron von Baranowski. Wie viele Offizierstöchter widmete sie sich der Kunst des Brotbackens, der Stickerei und des Kochens, die Männer waren, wie damals üblich, Soldaten, kümmerten sich also nur im übertragenen Sinne ums täglich Brot.

Ismail brachte ein neues Tellerchen aus der Kochecke der Hotel-Suite. Wow! Ein besonderer Sakuska-Teller: Sardellenschnittchen, auf Russisch heißen die wohlklingend „Бутерброды со шпротами“. Schön, nicht?

Ismail wandte abhebend auf die Hanife-Anekdote ein, dass die Geschichte der tatarischen Untertanen Preußens doch noch viel weiter zurück reiche. Richtig! Und auch da spielte Brot eine Rolle! Das war so: Schon 115 Jahre vor Hanifes Geburt, im Jahre 1675, gab es auf Geheiß von Johann Georg II. von Anhalt-Dessau muslimische Lanzenreiter in der Brandenburgisch-Preußischen Armee. Doch deren Kommandeur, Generalmajor von Schwerin, hatte einige Mühe mit diesen neuen Reitern. Gehorsamsverweigerungen und übermäßiger Weingenuss mussten öffentlich geahndet werden, weshalb der Kurfürst von Brandenburg beschloss, diese Einheiten angeworbener Fachkräfte wieder gen Polen zu entlassen. Ergo wurden die Reiter nebst Knappschaft zur Grenze geleitet und selbst der kommende Juni-Sold, Bier und reichlich Brot nebst dem Einbehalt aller Pauken und Trompeten wurde ihnen dafür zugestanden.

Erst im Jahre 1741 griff Friedrich der Große die Idee wieder auf und veranlasste seinen Oberst-Leutnant von Natzmer, in Litauen und Polen ein Corps muslimischer Ulanen zu werben, denn Tataren galten als vorzügliche Lanzenreiter und Pferdezüchter. Diese neue Tataren-Truppe der Preußen wuchs recht schnell, besonders die jungen Geworbenen aber erlitten ob ihrer fehlenden Praxis auch Niederlagen, sodass der Soldatenkönig an den Alten Dessauer schrieb, *„diese Hullanen allein seindt das Brodt nicht werth“,* das sie kosten würden.

Der Abend wurde lang, Ismail hodscha, der als Literatur-Professor über Jahrzehnte auch ein ‚Universum‘ an krimtatarischen Witzen zusammengetragen hatte, gab lebhaft besondere Perlen des Humors von der Krim zum Besten. Neben Ehe, Sex, Wein, Weib und Gesang ging es natürlich auch dort immer wieder um Speisen, Tradition, Glaube und dörflichen Schabernack. Mit blitzenden Augen und quirlig gestikulierend gab Ismail Hodscha zum Besten.

E: Ein hungriger Mann kam in ein ihm fremdes Dorf. Als er erfuhr, dass der Dorf-Imam krank sei, ging er sofort zu dessen Haus und stellte sich als Heiler vor. Er fühlte den Puls des Patienten und sprach:

A: *Tamam, ich verstehe. Bringen Sie ein Stück Brot und eine Tasse Honig.*

E: Das Gewünschte wurde gebracht. Der Hungrige brach etwas Brot, tauchte es in Honig, drehte es dreimal über dem Kopf des Patienten – und schob es in seinen Mund. So verschlang er das ganze Brot samt Honig. Am Morgen starb der Patient. Dem „Heiler“ hielt man vor: Ihre Medizin gestern hat nicht geholfen! Der Imam ist gestorben! – Doch dieser sprach:

A: *Hätte ich dieses Medikament gestern nicht zubereitet, wären ZWEI Patienten gestorben!*

M: Es folgten noch etliche Anekdoten und Witze der Krimtataren, Sakuski und Getränke gingen zur Neige und erst weit nach Mitternacht trennten wir uns. Ein nächster langer Konferenztag und die Heimreise lagen vor uns. Die beiden Freunde fuhren zurück auf die Krim, ich nahm den Zug nach Berlin. Unweit nördlich von Bad Muskau passierten wir die polnisch-deutsche Grenze. Dort finden sich sicher auch feine Brotgeschichten vermute ich. Aber auch ohne Brot ist die Parklandschaft Muskau – genau wie die unsrige in Wörlitz – jede für sich – ein Stück zeitloser Bernstein …

E: Episode 2 – **Das Brot der Ägypter und Mehlwürmer auf Kreta**

M: Die Dobrudscha. Schwarzmeerküste im gleißenden Sonnenlicht der Vorsaison. Eingeladen von Meryem Mambet, einer tatarischen Geschäftsfrau, sitzen wir nach der Minarettbesteigung der König-Karl-Moschee in ihrem Strandrestaurant an einer Tafel, zum Bersten vollgestellt mit frischen Brotzöpfen und -kringeln, mit diversen duftenden Grillspezialitäten der tatarischen Küche, mit Gemüse, Obst und guten Getränken.

A: *Den meisten älteren Ostdeutschen könnte Murfatlar noch ein Begriff sein für guten Wein aus der Dobrudscha, dies ist jedoch nicht – wie wir immer annahmen – ein rumänischer, sondern ein tatarischer Name für diese Weinsorte. Murfatlar bedeutet in etwa: „Die Freigiebigen“ oder „Die Großzügigen“.*

M: Meryam hanım gründete vor Jahren die tatarische Kulturvereinigung „Saladin Agiacai“ – benannt nach ihrem Vater, einem Aktivisten der tatarischen Nationalbewegung – betreibt mit ihrem Mann jedoch im Brotberuf dieses Strandrestaurant und einen der größten Hotel-Komplexe in Konstanza-Mamaia. Der Zufall wollte es, dass hier meine Eltern zu DDR-Zeiten ihre Flitterwochen verbrachten. Ich erinnere mich noch an die grellbunten Aufkleber mit Palmen und Sonne auf ihrem braunen Hartschalenkoffer.

Die Studienreisegruppe, die ich durch Rumänien leitete, war am frühen Morgen aus Brukenthal an den Südkarpaten aufgebrochen. Das Parkgelände um Schloss und Orangerie Brukenthal zu Füßen der Făgăraș-Berge erinnerte uns mit seinen Tulpenbäumen, den holländischen und englischen Gärten und der Fasanerie frappierend an die Parks um Wörlitz und Muskau.

Nach Forschungstreffen auf deutschen Spuren in Kronstadt, Klausenburg und Herrmannstadt hatten wir nun Siebenbürgen verlassen, die Korn- und Brotkammer Rumäniens, die Walachei durchquert, deckten uns in der deutschen Bäckerei von Bukarest mit Vollkornbrot und Siebenbürger Graubrot ein, um hier am Schwarzen Meer Quartier zu beziehen.

Auch auf unserer Festtafel am Strand fanden sich Spuren unterschiedlichster Backtraditionen in den geflochtenen Brotkörbchen wieder, wobei das beliebteste Brot der Rumänen, das Weißbrot, überwog. Deutsche Backtraditionen und zum Beispiel Gerste und Hafer brachten erst die Siedler Anfang des 19. Jahrhunderts mit, denn anders als die jahrhundertealte Brottradition der Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen ist die der Dobrudscha-Deutschen nur eine kurze Episode. Während des Zweiten Weltkriegs wurden sie ‚heim ins Reich' umgesiedelt, nur wenige blieben. Heute seien es wohl noch 12 Familien, so unser Freund Taner Murat, tatarischer Lyriker und Publizist.

So kamen wir auf das Thema, das wohl alle Völker Europas immer noch berührt, den Großen Krieg vor 80 Jahren. Gerade in der multiethnischen Dobrudscha als Teil des Hitler-Vasallen-Regimes unter General Antonescu gab es nach dem Krieg – auf dem Weg Rumäniens in den Brachial-Stalinismus – etliche Verwerfungen:

Kämpften Rumänen, Rumäniendeutsche und Tataren während des Krieges zum Beispiel aufseiten der deutschen Wehrmacht auf der Krim und vor Stalingrad, gab es nach dem Krieg unter dem sowjet-stalinistischen Gewaltregime Massendeportationen, Schauprozesse und Säuberungswellen; über 200.000 Menschen wurden ermordet.

A: *Doch zurück zum Brot.*

M: Ja. Unmittelbar beim Thema Backen und Zweiter Weltkrieg kamen wir auf die Themen „Überleben, Säen, Ernten und Neuanfang." Während etliche Vorfahren unserer Gastgeber nicht heimkehrten oder deportiert wurden, konnte ich vom Glück berichten, beide Großväter noch kennengelernt zu haben, obwohl auch sie Kriegsteilnehmer waren.

Mein Opa Walter Hermann Riecke, Bäcker aus Letzlingen, einem Heidedorf in der südlichen Altmark, belieferte als Wehrmachtsangehöriger die deutsche Besatzungsmacht auf der Insel Kreta mit frischem Brot, während die Inselbevölkerung verzweifelt kämpfte und litt, dieweil seine Frau Elli hoffte und bangte, dass er unversehrt heimkehre. Opa Walter erzählte oft von seiner Wehrmachtszeit, als die Not groß war, die Liebe jung und doch schon bedroht. Denke ich zurück, vermute ich immer stärker, dass auch er natürlich Tod und Verwundungen sah, aber nichts so unaussprechlich brutal und traumatisch war, das ihn sein Leben lang schweigen ließ, wie hunderttausende anderer Heimkehrer. Er berichtete davon, wie sie bei Kissamos an der Nordküste Kretas Brot buken, dass stetig geliefert werden musste, obwohl Mehl knapp war. Also wurde alles mit verbacken, Mehlwürmer und Brotkäfer inklusive.

2017, auf den Spuren meines Großvaters, besuchten wir mit der Familie Museen und Gedenkstätten für die Opfer der deutschen Besatzungszeit auf Kreta. Eine seltsame Zeit war das, ich schrieb am Vorwort des Romans meines Freundes Ammar Awaniy und übersetzte die ersten Texte von Şehbal Şenyurt Arınlı, Stipendiatin des deutschen P.E.N.-Zentrums. Beide waren Geflüchtete, Suchende. Er, der syrische Student, floh vor dem Krieg in Syrien, sie, die etablierte türkische Filmemacherin, floh vor Ge-

fängnis und Verfolgung. Beide von der einen Küste des Mittelmeeres auf die andere Seite, wir wiederum in Familie auf den Spuren des Großvaters mittendrin in diesem Meer aus Geschichte und Flucht.

Später, in britischer Gefangenschaft auf dem Balkan, war mein Opa dem Verhungern nahe. Die Versorgung war desaströs, Krankheiten grassierten in den Kriegsgefangenenlagern Jugoslawiens und Griechenlands. Er hatte Glück. Im Lager von Mitrovitza, im heutigen Kosovo, überlebte er dank der Freigiebigkeit von Ägyptern.

Und das kam so: Opa Walter – bereits bis Wien in nächtlichen Fußmärschen geflüchtet – wurde von britischer Militärpolizei festgenommen und kam zurück auf den Balkan, wo er im dortigen Lager zwar eine Lücke im Zaun entdeckte, jedoch keinen erneuten Fluchtversuch mehr unternahm: Diese Lücke ermöglichte ein Tauschgeschäft: Er und seine Mitgefangenen tauschten illegal Plumpudding gegen Brot und Fleisch: `Çingene`, Roma, aus der Nähe des Kriegsgefangenenlagers, hinterließen Pferdefleisch und frisches Brot an einem heiligen Schrein, duldeten still den Tausch gegen den wässrig-süßen Pudding der Briten, der meinem Großvater den Tod bedeutet hätte. Sie nennen sich Ägypter, nehmen Bezug auf ihre mythische Herkunft vom Nil. Heute ist diese muslimische albanischsprachige Roma-Minderheit von rassistischer Verfolgung bedroht, etliche Familien flohen nach Deutschland, auch nach Sachsen-Anhalt.

Nach diesem familiengeschichtlichen Exkurs Richtung Mittelmeer und Balkan mahnte unser Gastgeber zum Aufbruch. Wir waren – obschon satt und müde – zum Abschiedsessen der Literaturfreunde Konstanzas eingeladen. Eine bunte Runde aus armenischen, tatarischen, deutschen, rumänischen und amerikanischen Dobrudschanerinnen. Freund Taner meinte im Vorfeld beruhigend:

„Olar az ötmek yapa“… Sie bereiten nur ein paar Häppchen Brot vor.

Doch als wir ankamen, erwartete uns ein Dutzend großer Festschmaus-Platten: Blätterteig mit Fisch, Brötchen mit Hühnerfleisch und Mandeln, tausend feine Dinge. Allein, wir waren nudeldicke satt. Was kann helfen? Magensäureregulat! Kleine Willkommensschlückchen von gutem Wodka und heimischem Branntwein halfen, auch diese Etappe der Gastfreundschaft höflich hinter uns zu bringen. Es wurde gesungen, gelacht, gegessen, sich umarmt, auf die Freiheit, die Literatur und die Wissenschaft getrunken und ein alter Reim der Dobrudscha-Deutschen rezitiert:

E: An diese Scholl’ bin ich gebunden
und halt’ sie fest in Sturm und Not.
Hier hat der Vater sich geschunden
ums karge Stückchen täglich Brot.
Hier rang der Öd’ er ab sich’s Heim –
das war dann für dies Dorf der Keim.

M: Als Krönung sang die Älteste in der Runde mit 93 Jahren eine alte tatarische Volksweise, und die Literatenschar aus Konstanza überreichte uns ein besonderes

Kunstwerk: Angela Merkel als in Kupferblech getriebenes Porträt, gerahmt von dem tatarisch-lateinischen Spruch

E: Angela Merkel / Lex et Vox

M: Melek Ana / Seda Yasa, auf Deutsch:

A: *Angela Merkel / Gesetz und Stimme / Engel Mutter / Wort und Recht.*

E: Episode 3 – **Tatarenkorn und ein Imam als Müller in Hamburg**

M: Flimmernder Hochsommer, azurblauer Himmel und ein atemberaubender Ausblick reicht vom Domberg in Havelberg weit hinüber zu den Feldern und Wiesen um die kleinste Hansestadt der Altmark, Werben an der Elbe. Die Altmark, wo sich schon immer Nord-Süd und Ost-West kreuzten: Bernsteinstraße, Hansebund, Bierexportweltmeister im Mittelalter. Die mystisch-romantischen Schlossparks wie die in Krumke, Letzlingen oder Tyllsen fallen mir ein; bei solch einem Blick versinke ich in Erinnerungen, Geschichten aus der Geschichte. Der Hunnen und Ungarn nordwestlichste Scharmützel soll es hier gegeben haben, Slawisch und Plattdeutsch mischten sich mit den Idiomen der Neusiedler, Friesen, Holländer, Hugenotten, später Schlesier, Sudetendeutschen, Ostpreußen.

Doch ich schweife ab: Es geht doch immer noch ums liebe Brot. Wie aufregend, wie spannend! Eine Reise mit Schriftsteller-Freund Ammar Awaniy durch meine Heimat: Auf den Spuren von deutscher Brotkultur, von Mühlen, Bäckern und Geschmäckern.

Nur einen Steinwurf entfernt sehen wir im Prignitz-Museum Fotos aus Kriegsgefangenenlagern des Ersten Weltkriegs. Vor mehr als einhundert Jahren waren muslimische und jüdische Frauen und Kinder rund um Havelberg interniert, für die helal und koscher gekocht und gebacken wurde. Denke ich an die menschenverachtende Vernichtung im Zweiten Weltkrieg, erstaunt diese Aufmerksamkeit für die Esskultur der Gefangenen im Ersten. Wir werden also nicht umhinkommen, beim Thema „Brotkultur“, in die Geschichte zu schauen, die ferne Vergangenheit, wie die jüngste.

Die historisch nachweisbar ersten Brote wurden schon vor fast 15.000 Jahren gebacken. Dies geschah im heutigen Jordanien, und ähnlich wie später dem Bernstein gelang es der Kulturtechnik des Brotbackens auf der Strecke zwischen Ammars alter Heimat Syrien und der Altmark das Leben der Menschen zu bereichern. Manche Kornarten gerieten in Vergessenheit, sind jedoch wieder groß im Kommen, Emmer etwa, oder Einkorn und nicht zuletzt der Chorasan-Weizen und das Tataren-Korn.

Jetzt im 21. Jahrhundert sind diese Sorten von Biohöfen und aus Mühlen auch in Sachsen-Anhalt nicht mehr wegzudenken: Und sie haben eine weite Reise hinter sich. Die Körner des Chorasan-Weizens, auch Kamut genannt, einem Urgetreide aus Mittelasien von vor 6.000 Jahren, sind doppelt so groß wie unser Industrieweizen und enthalten immens viel Magnesium und Selen. Das sogenannte Tataren- oder Heidenkorn, der Buchweizen, fand wohl gleich zweimal den Weg nach Mitteldeutschland: Ein erstes Mal mit den Menschen der Kurgan und Schnurkeramiker-Kulturen und ein zweites Mal mit dem sogenannten Tatarensturm Mitte des 13. Jahrhunderts. Der lateinische Name des Buchweizens verrät noch immer seine Herkunft aus Zentralasien: Fagopyrum tataricum.

A: *Aber halt, du wolltest auch von Deinen Freunden erzählen, von ehemals Fremden und gemeinsamer Freude am Backen und Essen!*

M: Richtig! Du bist ja nicht der erste Weitgereiste, mit dem ich hier mein Brot breche. Ich hätte vor diesem Projekt nicht gedacht, dass ich nach ersten Brotbackversuchen Ende der 70er Jahre noch einmal darauf zurückkomme. Damals – es war ein gleißender Sommertag wie dieser in Havelberg – sammelten mein Freund Hüni und ich Roggen- und Weizenkörner auf, die an der Mühle unseres Drömlingsdorfes beiseite gefallen waren, wuschen sie, haben sie mit einer alten Handmühle gemahlen und buken unser erstes Brot nach dem Rezept meines Großvaters Walter.

A: *Der Drömling ist ein altes Sumpfgebiet und trennt die südwestliche Altmark von Magdeburger Börde und Niedersachsen.*

M: Etliche Jahre später lernte ich neben unseren deutschen Brotsorten indische Rezepte kennen. Bhupinder Singh war der Sohn des Vorsitzenden der Kommunistischen Partei von Punjab. Er kam nach Attentaten und Verletzungen direkt aus Indien, aus der goldenen Stadt Amritsar, nach Thüringen ins Karl-Marx-Werk Pößneck, wo wir beide Drucktechnik, also Offsetdrucker, lernten. Es muss eine ziemlich krasse Erfahrung für ihn gewesen sein: Er kam in der DDR an mit den fünf heiligen ‚K' der Sikh-Religion: Tracht & Turban, langen Haaren, Armreifen und Kirpan-Dolch. Er aß die erste Zeit nur Broiler und Kuchen, vertrug unser Brot nicht. As man bi uns inne Ollmark secht: *Watt de Buur nich kennt, dat frett hej nich*.

A: *Das ist Plattdeutsch und heißt: Was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht.*

M: Später war ich oft eingeladen in die sogenannte ‚Ausländer-Villa', was eigentlich verboten war. Internationalismus galt ja nur etwas in der Fabrik und in der Zeitung. Im realen Leben sollten wir Abstand halten. Nicht mit uns! Ob Mosambikaner, Mongolinnen, Kubaner oder die Freunde aus Laos und Indien: Feste wollten gefeiert werden. Bhuppi kam sogar Weihnachten mit zu uns in die Altmark. Nur zum indischen Erbsenbrot backen fehlten uns damals die Zutaten, aber er erklärte mir, was die Unterschiede seien beim Backen von Naan, Papadam und Bhatura. Und deutsches Mischbrot und Pumpernickel vertrug er später auch.

Nach der Wende, ich war Schwarzdrucker und äußerst erfolgloser Konzertveranstalter, wir hatten Lust an der noch frischen Freiheit, reisten viel, wollten raus aus Magdeburg, auch weil es viele Probleme gab mit Nazis, rechtsextremen Schlägertrupps. Wir zogen bald nach Wolmirstedt, später viele Jahre nach Istanbul, Wien, Berlin. Meine erste eigene Magdeburger Wohnung teilte ich mit meinem Freund Ahmed aus Togo. Er kam – wie Ammar 20 Jahre später auch – in der Halberstädter ZAST an, hielt es dort jedoch nicht lange aus. Damals lasen wir Ahmed auf – blutüberströmt, zusammengeschlagen in der Straßenbahn, von Neonazis verprügelt. Seit jenem Abend 1992 wohnten wir zu zweit in Magdeburg.

A: *1992? Da war ich noch nicht mal auf der Welt. … Wie gesagt: Als du während deines Studiums bei uns in Homs warst, als Syrien noch nicht zerstört war, war ich erst sechs Jahre alt.*

M: Heute ist Ahmed Imam der westafrikanischen islamischen Gemeinde von Hamburg

und arbeitet dort mittlerweile seit über zwanzig Jahren als Müller, heiratete unsere Freundin Anke aus Salzwedel, lehrte mich Tapalapa und das Fladenbrot Ngome backen. Schön, dass auch wir noch immer – wie mit Bhuppi aus Indien – gemeinsam das Brot brechen können.

E: Möwen und Krähen zanken sich im klaren blauen Sommerabendhimmel über der Havel. Kreischen, lachen, zetern, ziehen sich hinter den massigen Dom Richtung Süden zurück. Auch die beiden Autoren müssen morgen weiter, Richtung Westen, quer durch die Altmark zu den Mühlen von Zierau, Wanzer und Arendsee, zum Lehmbackofen des Langobardendorfes Zethlingen.

M: In der Abendsonne fallen mir da die Zeilen ein: ‚Kiek mol, wat is de Himmel so rot, dat sünd dei Engels, dei backt dat Brot.‘

Ammar Awaniy

Tränen der Götter

Vor 4000 Jahren im Königreich Qatna im heutigen Syrien:

Sie öffnet die Augen, sieht den Ort klarer. Alles, woran sie sich erinnert, sind die zerstörten Stadtmauern. Das verfluchte Gefühl von Angst verfolgt sie. Prinzessin Naraya, Tochter des Königs von Qatna, einem der reichsten Königreiche des alten Syriens, wusste nicht, welches Unheil ihrer geliebten Stadt bevorstand. Ihr Vater verfolgte besorgt, wie der hethitische Feind näher kam. Boten kehrten mit bedrohlichen Nachrichten zurück. Weder die guten Beziehungen des Königs zum Königreich Mari, noch die wirtschaftliche und politische Annäherung an Ägypten konnten die Bewohner Qatnas – Meister der Gold- und Bernsteinindustrie – helfen, eine diplomatische Lösung mit der aus Anatolien kommenden Armee zu finden. Man war auf einen erbitterten Krieg vorbereitet. Die strategische Lage der Stadt als Zentrum der Handelsstraßen im Nahen Osten trug zu Reichtum und Macht bei. Ihr Ruhm reichte von der Ostsee auf der einen bis Afghanistan auf der anderen Seite. Das war es, was die Hethiter begehrten.

Naraya erhebt sich aus der Asche. Sie will zum Königspalast. Die Straßen – ein Leuchtfeuer der Menschheit im Herzen des alten Syriens – hatten sich in Steinhaufen verwandelt. Als sie ihren Vater zum letzten Mal getroffen hatte, trug er seine Militäruniform. Er ahnte, dass der Zusammenbruch seines Königreichs unmittelbar bevorstand:

„Meine liebe Naraya! Der Feind steht vor der Stadt. Alle Verbündeten haben uns im Stich gelassen. Selbst die Ägypter, deren Götter wir verehrten, mit Bernstein schmückten und in unseren Tempeln aufstellten, haben uns weder Nachschub noch Hilfe geschickt. Oh, meine geliebte Tochter, wie schwer ist es, den Lebenstraum verloren zu sehen! Ich habe zu Ningal, Baal, Wahibat, Shala und Anat gebetet, den Gott des Krieges angefleht. All dies hat keine Fürsprache für uns eingelegt. Was haben wir getan, dass wir diese Qualen erleiden müssen?“

Der König hatte seine Tochter auf die Stirn geküsst und sie gedrängt, zu fliehen, nachdem er ihr zwei Schmuckstücke in die Hände gelegt hatte: Eine Halskette, besetzt mit einem Stück reinem gelben Bernstein sowie einen kostbaren goldenen Ring. Beides sollte sie ein Leben lang begleiten.

„Mögen die Götter dich beschützen. Heute kommt alles zu Ende. Wir verblassen zu einem Ort, der die Vergessenheit umarmt und spurlos verschwindet. Fahr nach Ägypten, vielleicht haben die Herrscher dort Mitleid mit dir.“

Zum ersten Mal sah Naraya Schwäche in den Augen ihres Vaters. Dann umarmte er sie erneut:

„Bevor du gehst, vergiss nicht diesen Schlüssel.“

Er überreichte ihr einen goldenen, mit Elfenbein verzierten Schlüssel. Sie erinnert sich sehr gut an dessen Geschichte:

Als kleines Mädchen hatte sie ihre Eltern zu einem Gottesdienst zu Ehren der Vorfahren und Götter unter den Palast begleitet. Dort liegt ein wichtiges Geheimnis des Königreichs.

2. Person

Friedhof der Gerechten – Tempel der Götter – Die Statue der Göttin Ningal mit einem Schwert in der Linken und einem Becher für die Spenden in der Rechten – Weiße Kerzen erleuchten den Saal – Die Heilige Zeremonie – Magier, Astrologen, Traumdeuter, Propheten, Sänger – Der geflügelte Phönix mit dem Körper eines Löwen und dem Kopf eines Greifvogels – Das Bildnis des Horus – Ein üppiges Festmahl – Vor dem Friedhof Metzger, Bäcker, Köche, Winzer.

Sie erinnert sich an Tongefäße. In zweien die Leichen von zwei Kindern und Schädel, daneben ein Gefäß in Form eines Löwenkopfes aus baltischem Bernstein, dem heiligen, oder Tränen der Götter, wie sie vom König genannt werden.

Diese Stimmung sucht Naraya bis heute heim: Der König hatte mit dem elfenbeinbesetzten Schlüssel eine Holzkiste aufgeschlossen. Darin befand sich einer der größten Bernsteine, den sie je gesehen hatte. Er betrachtete ihn und hatte im Kerzenlicht ein Lächeln auf dem Gesicht. Der Magierpriester mit geschorenem Kopf und langem weißen Gewand schlug mit der Axt präzise auf den Bernstein, nur einmal. Darauf verteilten sich die Bernsteinbrocken auf dem Tisch. Er legte die Scherben in den Weinkelch. Der König, der vor dem Priester kniete, stand auf, und trank diesen Wein.

2. Person

Wein und Bernstein ... Elixiere des Lebens ... Getränk der Unsterblichkeit ... Wein der Götter.

All dies ist nur noch eine Fata Morgana: Der Palast, die Wandmalereien im Hauptsaal, der majestätische Thron, der Tisch mit den Siegeln für die Korrespondenz.

Naraya läuft zum Palasteingang, ein Soldat übergibt ihr ein Pferd. Sie reitet aus der Stadt. Da trifft ein Pfeil den Oberschenkel ihres Pferdes. Das Tier bäumt sich auf, wiehert, rast voll Schrecken vorwärts, Naraya klammert sich an seinen Hals. Dann wirft es sie ab, sie verliert das Bewusstsein. Stunden später wacht sie auf und sieht die Verwüstung. Zwei hethitische Soldaten legen ihr einen Strick um den Hals und zwingen sie zu laufen. Naraya singt das Abschiedslied und weint über die verlorene Heimat:

2. Person

Für die, die Dir huldigen, zwei Brote in die Schale.

Sie haben dem Himmel Opfer geboten

für ihre Unversehrtheit und ihr Glück,

beim Symbol des silbernen Schwertes.

Auf der rechten Seite deines Thrones habe ich geopfert.

Ich werde die Sünden ausgleichen, ohne sie zu verbergen.

Du liebst jene, die zu Dir kommen, um sich zu versöhnen.

Ich bin gekommen, um sie zu Dir zu bringen und versöhnt wieder zu gehen.
Es ist Ningal, die sie stärken wird.
Sie lässt verheiratete Paare Kinder haben,
lässt die Kinder ihren Eltern geboren werden

Die Hethiter plünderten Qatna, trieben die Prinzessin und die Bewohner wie Sklaven nach Hattuscha. Sie töteten den König und zündeten den Palast an. Doch der Schatz unter den Ruinen des Palastes blieb ihnen verborgen. Nach dreitausend Jahren flieht eine weitere Prinzessin aus dem Palast ihres königlichen Vaters, diesmal nicht, um Feinden zu entkommen, sondern aus Liebe.

Schachmatt

Die Geschichte einer osmanischen Prinzessin aus dem 16. Jahrhundert:

Ihr Palast, all die Schätze – nur noch ein verlassener Ort. Amina sah aus dem Fenster. Die Gärten des Sultans waren schwarze Asche. Sie rannte durch Gänge, fühlte sich wie ein Lamm, umgeben von einem Rudel Löwen. Da sah sie einen Lichtstrahl. Er war wie ein Boot, das sie aus dem Ozean retten würde. Sie trat näher. Der Schein kam von einem Gegenstand. Sie griff ihn und spürte Wärme, als würde ihre verstorbene Mutter sie umarmen. Es war eine Schachfigur aus hellem Bernstein. Sie legte sie an ihre Wange und sah eine Szene: Sie hockte hinter einer Holzkiste, vor ihr ein Mann, seltsam vertraut. Neben ihm eine Frau, die sich an den Saum seines Gewands klammerte. Vor beiden eine vermummte Gestalt mit einem Dolch.

„Amina Khanum! Wachen Sie auf! Heute ist Ihr Unterricht.“ Die Zofe öffnete die Vorhänge und Frühlingslicht umarmte die Wände.

Amina war erleichtert: Es war nur der Traum ihres erschöpften Geistes. Ihr Vater hatte verfügt, sie solle den Sohn des reichen Jamal Pascha zum Mann nehmen, weil ihr Königreich in wirtschaftlichen Schwierigkeiten war. Sie wäre dabei nur eine Schachfigur und weigerte sich. Seitdem durfte sie ihr Gemach nur für den Unterricht verlassen.

Auf ihrem Weg sah sie einen kräftigen Mann mit blondem Haar und rotem Vollbart. Sie hatte vom Fenster aus bereits beobachtet, wie er zum Himmel blickte, als würde er Engel anflehen. Woran nur erinnerte er sie?

„Friede sei mit dir! Wie ist dein Name?“

„Friede sei mit Ihnen, Prinzessin. Ich bin Maximilian von Jagow“.

„Was hat dich hierher geführt?“

„Ich komme aus teutschen Landen, aus dem Ort Aulosen in der Altmark. Ein Bote Karl des V. forderte uns auf, in den Krieg zu ziehen. Ich glaubte, meine Familie zu verteidigen. Aber die Kriegsherren tranken teuren Wein, das Schlachtfeld überließen sie uns. Jetzt zahle ich den Preis.“

Amina sah, wie die blauen Augen des Mannes in der Sonne wie Diamanten funkelten.

Ihr Herz pochte, als würde es ihr aus der Brust fliegen.

„Wenn ich dich aus der Gefangenschaft befreite?“

„Ich wäre Ihnen ewig dankbar. “

„Ich werde mit dir als deine Gemahlin die Stadt verlassen. So wirst du frei.“

„Aber ich bin schon verheiratet, habe Kinder.“

„Im Islam kann der Mann eine zweite Frau heiraten, solange er zwischen ihnen gerecht handelt. Ich werde deine Frau, Freundin und Geliebte sein, für deine erste Frau eine Schwester, für deine Kinder Mutter, Erzieherin und Begleiterin. Heute Nacht verlassen wir den Palast!“

Amina wusste, die Liebe wird sie führen. Sie nahm aus der Schublade die Schachfigur, von der sie geträumt hatte. Sie kannte ihre Bedeutung, war sie doch Zeugin eines geheimen Gesprächs zwischen dem König und einem Nachkommen der Assassinen. Der bot einen Schlüssel aus Elfenbein und die Schachfigur als Lösegeld für seine Verbrechen.

„Glaubst du, dass du so sühnen kannst? Das Schwert wird dir schneller als ein Wimpernschlag den Hals abtrennen.“

Der Mann entgegnete, die Schachfigur gehörte Al-Husain ibn Ali, dem Enkel des Propheten Muhammad. Dessen Familie hatte die Figur und die Geschichte dazu weitergegeben: Die Figur gehöre zu einem großen Bernstein. Wer sie dem Mutterstein zurückbringt, wird mit Edelsteinen und der Unsterblichkeit belohnt.

„Und der Schlüssel?“, fragte der König.

„Der Mutterstein liegt verschlossen in einer Holzkiste, sagt man“, antwortete der Assassine.

„Und wo befand sich das Reich?“, fragte der König.

„Niemand weiß es, auch nicht, wo Truhe und Schatz zu finden sind“, flüsterte der Assassine. „Gewährt mir Zeit und Mittel, dann finde ich beides. Ich brauche Soldaten, Pferde, Geld und diese Stücke“, er deutete mit dem Finger auf sie.

„Schachfigur und Schlüssel bleiben in meiner Obhut, bis du zurückkehrst“, erklärte der König.

Amina aber hatte Figur und Schlüssel gefunden. Jetzt versteckte sie beides in ihren Sachen. Bei Sonnenuntergang schritt sie aus dem Palast.

Plötzlich stand der Kommandant der Wache vor ihr. „Der Sultan hat verboten, dass du den Palast verlässt.“

„Das Wetter ist so angenehm, ich will nur mit meiner Zofe durch die Gärten reiten. Bereite zwei Pferde vor. Mach schon, zack, zack!“

Vor der Hütte des Gefangenen stand wieder ein Soldat. „Wie kann ich helfen?“

„Das ist die Hütte des Gefangenen aus dem fernen Land! Lass ihn frei. Es ist der Befehl meines Vaters. Oder zweifelst Du meine Glaubwürdigkeit an?“

Als die letzten roten Fäden der Sonne verschwanden, hatten Amina und Maximilian die Grenzen des Palastes verlassen. Sie durchquerten Griechenland, gelangten nach

Rom. Der Papst taufte Amina. Und dann waren sie auf der Schiffsreise nach Venedig. An Bord schrieb die ‚Sultanin', wie Maximilian Amina liebevoll nannte, ein Gedicht über ihre Liebe:

2. Person

Laß alles andre, Herz, und folg der Liebe.
Es folgen ihr die Wahrheitkennenden;
Vor allem Syn und Wesen war die Liebe,
in welcher ein Beginn gefunden ward;
Wenn alles geht zugrund, so bleibt die Liebe.
Man sagt deßhalb: die Liebe ist unendlich.
Von dir, oh Gott erfleh ich Hülf und Leitung.
Lass keinen Augenblick mich ohne Liebe.
Nimm aus dem Herzen alles, was nicht Liebe.
Mach beyden Welten mich vertraut durch Liebe.
Die Hölle wird zum Paradies durch Liebe.
Und ohne Lieb' ist Paradies nur Hölle.

Ab Passau folgte das Paar dem Regen nach Norden bis in die Altmärker Wische. Gründonnerstag zur Mittagszeit kamen sie in Aulosen an. Maximilians Frau Johanna saß mit den Kindern am Tisch.

„Du bringst mir das Liebste zurück, also nehme ich dich auf", begrüßte Johanna die Fremde. Sie blieben Freundinnen bis an ihr Ende.

Maximilian hatte befürchtet, der Sultan würde eine Armee nach ihnen schicken. Doch der Berater des Königs drängte ihn zu raffinierterem Vorgehen und sagte, er solle den Assassinen nehmen. Der spreche Deutsch und kenne die Routen. Der Sultan war einverstanden und verfügte, dass der Entflohene getötet werden solle.

Der Assassine erreichte nach langer Suche Aulosen. Als die Sonne unterging, näherte er sich dem Haus, drang durch die Hintertür ein, richtete auf Maximilian einen vergifteten Dolch und fragte nach Amina. Der entgegnete:

„Es gibt hier niemanden mit diesem Namen!"

Amina aber kam mit den vier Kindern vom Viehhüten und hörte die Frage. Sie flüsterte den Kindern zu, sich in der Scheune zu verstecken, schlich ins Wohnzimmer, versteckte sich hinter einer hohen Holzkiste, um sich im richtigen Moment auf den Fremden stürzen.

In dieser Sekunde fror alles wie in einem märchenhaften Gemälde ein: Ihr Alptraum vor der Flucht! Die Schachfigur aus Bernstein!

Als sie sich wieder bewegen konnte, griff sie nach der Figur, die sie immer in der Tasche ihres Kleides trug, wartete, bis sich der Assassine zu Maximilian drehte, klammerte sich an dessen Rücken und rammte ihm die Schachfigur ins rechte Auge. Der legte die Hände auf das Auge und ließ den Dolch fallen. Maximilian hob ihn auf und stach ihn in die Brust des Angreifers.

Als Erinnerung an die Heimkehr und den Sieg über den Assassinen richtete der Ritter eine Armenspende ein. Alle Bedürftigen wurden mit Erbsen und Stockfisch gespeist, dem Gericht, das die Familie bei seiner Rückkehr gegessen hatte. Für den Weg zurück bekamen sie Brot und Speck. Jedes Jahr pilgerten etwa fünfhundert Menschen zur Speisung in das Schloss.

64 Felder und ein Hakawati

Geschichten um das Schachdorf Ströbeck:

Erzähler läuft auf der Bühne mit Blättern in der Hand hin und her. Er bereitet sich auf seinen Auftritt vor. Plötzlich stutzt er, dreht sich zum Publikum, hebt die Schultern und lächelt ...

Entschuldigung, ich habe etwas Wichtiges vergessen.

Er verschwindet in den Kulissen. Auf der Leinwand ist der Dorfplatz von Ströbeck mit dem Schachbrett zu sehen. Davor steht ein Reporter mit Mikrofon ...

Reporter:

Ich habe etwas Wichtiges vergessen. Diese Autoren! Denken, sie seien berühmte Persönlichkeiten.

Erzähler kommt in weißer Jalabiya und rotem Fez auf dem Kopf zurück und sagt, zum Reporter auf der Leinwand gewandt ...

Andy, sei still, die Gäste können das hören!

Der Erzähler richtet die Jalabiya und den Fez und wird zum Hakawati, dem syrischen Geschichtenerzähler.

Reporter:

Al-Hakawati ist ein syrisch-arabischer Ausdruck für Dichter, Schauspieler, Komödiant, Geschichtenerzähler; seine Wurzeln sind haka, eine Geschichte erzählen. Wati steht für das Beherrschen einer populären Straßenkunst.“

Erzähler:

Oh, ehrenwerte Gäste, ich erzähle die Geschichte vom Spiel der Könige und berichte von einem Dorf in Sachsen-Anhalt. Seine Bewohner lieben dieses Spiel so sehr, dass sie ein Museum eingerichtet haben. Es ehrt die damit verbundene Tradition und bewahrt es für künftige Generationen. Der Ort ist ein Leuchtturm für alle, die diesen Denksport schätzen: Das Schachspiel!

Aus alten arabischen Quellen stammt die Legende vom Weizenkorn: Der weise Brahmane Sissa erfand das Spiel für König Sheram. Es sollte zeigen, dass in seinem Reich König und Volk eine Einheit bilden. König Sheram bot dem Wesir für das Spiel eine Belohnung an, die der selbst wählen möge. Der Wunsch des Brahmanen schien bescheiden:

Auf das erste Feld des Schachbrettes sollte ein Weizenkorn gelegt werden, auf das zweite zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht, usw. Der König war ungehalten über den gering erscheinenden Lohn, aber er ließ den Weisen gewähren. Als Beamte

die Anzahl der Weizenkörner errechnet hatten, stellten sie fest, dass so viel Weizen nicht aufzutreiben war.

Es wären 18 Trillionen, 446 Billiarden, 744 Billionen, 73 Milliarden, 709 Millionen, 551 Tausend, 615 Körner.

Reporter:

Haben Sie sich schon mal gefragt, wie alt das Schachspiel ist und woher es kommt? Vermutlich hat es sich im 8. Jahrhundert von Asien über Persien in den arabisch-islamischen Raum ausgebreitet. Worum geht es beim Schach? Immer darum, den König des Gegners zu entblößen oder bewegungsunfähig zu machen. Auf den 64 Feldern standen sich als Schatrandsch die heute noch bekannten Figuren gegenüber: „shah“ (König), „fers“ (Dame), „rukh“ (Turm), „fil“ (Läufer) und „faras“ (Springer). Allerdings zogen sie anders und auch das Matt (arabisch für „tot“) galt nicht als alleiniger Erfolg.

Erzähler:

Siebeneinhalb Kilometer westlich von Halberstadt, liegt Ströbeck. Hier wird Schach seit dem Mittelalter gepflegt. Der Sage nach soll Kaiser Heinrich II. im Jahr 1011 den gefangenen Grafen Gunzelin dem Bischof Arnulf von Halberstadt zum Gewahrsam übergeben haben.

Dem Gefangenen war es langweilig, also brachte er den Wächtern das Schachspiel bei. So kam Schach nach Ströbeck. 1823 beschloss der Gemeinderat, Schach als Unterrichtsfach aufzunehmen. Aber – in Ströbeck galten andere als die traditionellen Schachregeln. Nach ihnen wurde bis 1920 in Ströbeck gespielt.

Reporter im Schachkostüm:

Eine Attraktion von Ströbeck ist das ‚lebende Schach‘. Jugendliche des Ortes tragen in Renaissancekostümen Schau-Schachwettkämpfe in vielen Orten des Landes aus. Im 17. Jahrhundert konnten Männer ihre Braut erst nach einem Schachmatt über den Dorfschulzen ehelichen. Wer verlor, durfte nur gegen Stiftung einer hohen Geldsumme vor den Traualtar. Kein Wunder, dass Schach Schulfach wurde.

Seit Jahrhunderten gilt Ströbeck als Mekka für Schachspieler und Schachbegeisterte.

Erzähler:

Die Ströbecker Schachtradition überstand die fast völlige Zerstörung des Dorfes im Dreißigjährigen Krieg und viele Wirrnisse der Zeiten. Die Ströbecker haben ihren Ort zum Symbol für das bedeutendste Brettspiel Europas und weiter Teile der Welt gemacht. Ihr Museum ist das einzige öffentliche Schachmuseum Deutschlands. Es bewahrt die Tradition anhand vieler Zeugnisse. Wegen dieser weltweit einmaligen Historie ist der Ort seit 1991 offizielle „Schachdorf Ströbeck“.

Reporter hält eine Schachfigur in die Kamera und sagt:

Ammar, stell dir vor, eine türkische Prinzessin hat mir soeben DAS geschenkt!

Der Reporter sucht in den Taschen, sieht dann ratlos hoch. Der Erzähler grinst und hält eine Schachfigur hoch:

Du meinst das hier?!

Charlotte Buchholz

Parkbegegnungen

Ein fiktives Gespräch des Landschaftsparks Bad Muskau mit dem Dessau-Wörlitzer Gartenreich

Wörlitzer

Alles ist besetzt, nirgends ein freier Platz. Was hatte ich mir nur gedacht! Aber sei es drum, nun bin ich hier.

Muskauer

Wer spricht da und was wollt Ihr in meinen Gefilden? Streift durch meine Flur, dass ein großes Wundern beim Getier und den Vögeln aufbricht?

Wörlitzer

Nun, dem Getier sind wir doch nicht fremd. Ich fand, es sei Zeit für eine Begegnung und so habe ich mich auf den Weg gemacht, einen beschwerlichen, zugegeben. Landschaften, zum Erbarmen zerschnitten durch Schneisen, auf denen etwas wimmelte, für das ich kein Wort habe. Ein ohrenbetäubendes Hin und Her, dem meine Wahrnehmung kaum folgen konnte.

Ich komme aus Wörlitz nahe der Stadt Dessau. Sagt es Euch etwas?

Muskauer

Was soll es mir sagen? Ich bin, das gestehe ich sehr frei, mir selbst genug.

Wörlitzer

Sieh an, ein Hagestolz! Ihr hattet von Flur gesprochen. Gestattet, Flur??? Ich sehe ein – zugegeben hübsches – aber doch überschaubares Areal. Nicht zu vergleichen mit dem meinen.

Muskauer

Wie könnt Ihr Euch anmaßen …

3. Person

Ob ich mich einmische, bevor die sich weiter verkämpfen? Meine Herren, ich bin unfreiwillig Zeuge Ihrer, hm, kleinen Auseinandersetzung. Ein bisschen kenne ich Ihre Parks auch.

Muskauer

Sehen Sie, es geht doch nicht an, wie dieser Jemand über mein Refugium spricht.

3. Person

Ach, Muskauer, warum so pingelig, geben Sie dem Wörlitzer doch Gelegenheit, sich näher zu erklären.

Wörlitzer

Danke, Verehrtester. In der Tat, mein Reich, das Dessau-Wörlitzer Gartenreich, ist

unvergleichlich größer als dieses Puppenheim hier. Doch ich verhehle nicht, dass er mir – nun ja, gefällt, Euer Muskauer Park.

Muskauer

Puppenheim??? Das ist nun aber doch zu arg.

3. Person

Warum so negativ, Muskauer? Er hat doch gesagt, Ihr Park gefällt ihm. Allerdings, Wörlitzer, könnten Sie Ihrem Park-Kollegen ruhig noch etwas deutlicher auf die Sprünge helfen.

Wörlitzer

Was der nette Herr dort meint, Muskauer – es treibt ihn offenbar, zwischen uns zu vermitteln – ist Folgendes:

Mein Areal umfasst 142,5 Quadratkilometer und ist kein so einheitliches Gebilde wie das Eure. Es entstand über zwei Jahrhunderte hinweg und ist seit dem Jahr 2000 in seiner Gesamtheit UNESCO-Welterbestätte.

Muskauer

Eine gewaltige Fläche, in der Tat. Dagegen nehmen sich meine 8,2 Quadratkilometer bescheiden aus, ABER: Der UNESCO-Welterbe-Titel ziert seit 2004 auch mein Kleinod. Ich bitte das zur Kenntnis zu nehmen.

Wörlitzer

Nehmt Ihr zur Kenntnis, dass mein Reich etwa ein Jahrhundert älter als das Eure ist und damit der erste Landschaftspark nach englischem Vorbild auf dem europäischen Festland. Schon Leopold I. – auch der Alte Dessauer genannt – ließ Deiche bauen, die mein von Hochwasser oft heimgesuchtes Gebiet schützen – und er legte Ländereien zusammen. So fand sein Enkel, Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau zusammenhängende, hochwassersichere Flächen vor. Sein Park sollte ein zwischen Landschaft und Landwirtschaft in Einklang stehendes Areal sein. Er wollte das Schöne mit dem Nützlichen verbinden.

Muskauer

Das heißt, Euer Fürst schuf mehrere Parks?

Wörlitzer

So ist es. Das Herzstück ist Wörlitz. Allein darüber könnte ich Vorträge halten. Oranienbaum, noch im barocken Stil, ist die älteste Anlage, es folgten Mosigkau, das Luisium, das Georgium, der Kühnauer und der Sieglitzer Park.

Übrigens wandelte Goethe im Mai 1778 hier und schrieb an Charlotte von Stein:

‚Hier ist‘s jetzt unendlich schön. Mich hat’s gestern Abend, wie wir so durch die Seen, Kanäle und Wäldchen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder; in der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt eins in das andre; keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punkt, man streicht he-

rum ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend und das Ganze hat die reinste Lieblichkeit.‘

Das hat er doch eindrucksvoll beschrieben oder? Jede Anlage hat ihren eigenen Charakter. Die Besucher können beim besten Willen nicht alle Parks an einem Tag ansehen.

Muskauer

Sehr beachtlich. Doch habe ich ebenso Einzigartiges aufzuweisen: Mein Park gilt als größter zentraleuropäischer Landschaftspark im englischen Stil und ist grenzüberschreitend nach Polen angelegt.

Wörlitzer

Die Menschen können hinüber und herüber?

Muskauer

Eine Errungenschaft des wiedervereinten Deutschlands, ja. Der Park erhielt seinen ursprünglichen Zustand zurück. Eine Doppelbrücke vereint beide Teile. Und erst das Schloss, Verehrtester. Es erzählt Geschichten über den Fürsten, ich sage Euch …

3. Person

Schlau, schlau, Muskauer. Schon ist unsere Neugier geweckt. Hermann Ludwig Heinrich Fürst von Pückler-Muskau und der Park als sein Lebenswerk sind tatsächlich nicht voneinander zu trennen.

Muskauer

So vielfältig, wie Eure Parkanlagen, so vielgestaltig war das Leben des Fürsten. Er lebte, als hätte er drei Leben. Unstillbare Neugier trieb ihn durch die Welt. Zuhause wartete aber stets seine Schnucke auf ihn.

Wörlitzer

Eine Schnucke, ein Schaf, nun ja, aber wieso ein einzelnes?

Muskauer

Die Schnucke – ein Schaf! Keineswegs. Sie war eine gebildete, gut aussehende Frau – mit den Jahren vielleicht etwas rundlich geworden – aber vom einflussreichen Adelsgeschlecht derer von Hardenberg, verheiratet Pappenheim. Sie war noch nicht geschieden, als Pückler um ihre Hand bat. Sie war es auch, die ihm in den Fürstenstand verhalf.

Wörlitzer

Im Allgemeinen finde ich die Menschen nicht besonders interessant, obschon, in diesem Fall…

3. Person

… genau, Wörlitzer, in diesem Fall …

Muskauer

Man fand es pikant, dass Pückler – er machte stets eine gute Figur – die neun Jahre ältere Lucie zur Frau nahm. Umso interessanter, dass die Verbindung eine lebens-

lange war. Lucie verehrte ihren Pückler, stand ihm in allen Fragen der Parkgestaltung zur Seite. Und sie brachte das Geld für seine kühnen Pläne mit.

Wörlitzer

Ja, ja, so ein Park verschlingt Summen … Wer wüsste das besser als ich.

Muskauer

Das Geld, lassen wir das. Wovon ich unbedingt erzählen muss, ist der Tagesablauf des Fürsten: Er arbeitete nachts, schlief bis Mittag, frühstückte, wenn hohe Mittagszeit war, widmete sich dann der Korrespondenz und …

Wörlitzer

Habt Ihr nichts Besseres zu rezipieren als den Tagesablauf Eures Fürsten?

Muskauer

Ihr scheint etwas egozentrisch? Was wären unsere Gefilde denn ohne deren Gestalter?

3. Person

Da mische ich mich doch glatt nochmal ein. Meine Herren, dass die Natur ohne uns sein kann, wir aber nicht ohne sie, ist klar. Doch vergessen wir nicht – wir sind soziale Wesen. Ihre Fürsten waren bedeutende Persönlichkeiten, deshalb sollten wir an ihre Verdienste erinnern.

Muskauer

Mein Fürst sagte einmal:

‚Wenn der Park eine zusammengezogene Natur ist, so ist der Garten eine ausgedehntere Wohnung.‘

Beides finden die Menschen hier. Sie lustwandeln unter ehrwürdigen Bäumen, erfreuen sich an Ruhe und sauberer Luft, entdecken Sichtachsen, gehen hinüber ins Polnische, zum Beispiel zur Hermannseiche, nach dem Fürsten benannt. Und: Pückler hat den Park immer für das Volk gedacht. Man sagt heute Tourismus dazu.

Wörlitzer

Das ist mir bekannt. Doch für mich sind die Baumkronen und ihr dichtes Geäst als Heimstatt vom Getier das Höchste. Das zwitschert, piepst, gurrt, kreischt. Ich erfreue mich an Nachtigall, Lerche, sogar am Specht, der die Baumrinden ja im Einvernehmen mit den Bäumen bearbeitet.

Auch Vater Franz – so nannte ihn das Volk – verfügte als freiheitlicher Geist, dass die Parkanlagen öffentlich sind. Als Verfechter der Aufklärung sagte er:

„Ich glaubte, den äußern Menschen und seine Verhältnisse und Zustände müsse man erst verändern und bessern, dann werde der innere Mensch wohl von selbst sich regen und veredeln. Ich bin nämlich der Meinung, daß bei diesem kein Zwang angewendet werden sollte, wenn man ihn nicht um seine Freiheit bringen und seine wahre Würde verletzen will. Er muß sich selbst zu dem machen, was er sein und werden soll, und dazu muß man ihm behülflich sein.“

Auch war er tolerant gegenüber jedem Glauben. Es gibt da einen Blick auf die evangelische Kirche und die Synagoge. Er ist als Toleranzblick bekannt und ein beliebtes Fotomotiv. Außerdem kann man auf einem Toleranzweg wandeln.

Übrigens, um auch etwas über das Leben des Fürsten zu sagen: Franz wäre gern ins bürgerliche Leben gewechselt. Mit seiner Herzensdame – sie hatten schon einen gemeinsamen Sohn – wollte er nach England umsiedeln. Doch Friedrich der Große verfügte, Franz müsse standesgemäß heiraten – eine Henriette Wilhelmine Luise von Brandenburg-Schwedt. Was soll ich sagen: Ohne sie gäbe es meinen Park vielleicht nicht.

Euer Fürst wiederum brachte Muskau zum Leuchten. Ich stelle mir vor, dass er selbst leuchtete – vielleicht wie ein Bernstein?

Ferropolis

Ha, ich höre Bernstein, genau mein Thema. Ganz in der Nähe von Ferropolis ist ein See, dort …

3. Person

Das geht aber nicht, Ferropolis. Du bringst alles durcheinander! Warte gefälligst auf dein Stichwort.

Muskauer

Wo waren wir? Genau: Der Fürst leuchtet wie ein Bernstein – schöner Vergleich, Wörlitzer. Pückler hat in der Tat einmal gesagt, er sähe den Park ähnlich einem im Bernstein eingeschlossenen Insekt …

Ferropolis

… Insekten im Bernstein, sage ich doch …

3. Person

Du schon wieder, Ferropolis. Warte es ab!

Muskauer

… eingeschlossenen Insekt als Abbild einer angehaltenen Zeit. Auch er wollte die Natur und die Menschen verbessern, ähnlich Eurem Franz. Die heutigen Menschen, ich gestehe es frei, mochte ich nicht. Doch die Zeitläufte werden über sie hinweggehen, wir aber haben Bestand.

Wörlitzer

So ist es. Auch ich betrachte das Alltägliche mit Abstand, wenngleich, ohne Menschen ginge es mir vielleicht besser?

Muskauer

Unser kleines Scharmützel beiseite: Woher rührt Eure Betrübnis?

Wörlitzer

Ich leide zuweilen stark unter Wassermangel. Wo es einstmals zu feucht war, wo man Dämme errichten musste, droht heute Trockenheit. Doch mein Areal ohne Seen, Teiche, Wasserläufe und Kanäle ist nicht zu denken. Die Besucher erholen sich bei

Gondelpartien, erfreuen sich an spiegelnden Wasserflächen. Ohne gleichmäßige Versorgung mit Wasser bin ich verloren.

3. Person

Das, Wörlitzer, ist der Part von uns Heutigen. Wir wissen um die Probleme, und wir werden das in den Griff kriegen.

Muskauer

Nicht, dass ich mich mit Flüssen nicht auskenne. Mein Herr ließ ein Flüsschen umleiten, die Neiße. Ihr neuer Lauf ist schöner als der alte, sagt man. Er griff stark ein in Vorhandenes, aber immer zum Wohle der Landschaft.

Wörlitzer

Unsere Erschaffer haben sehr wohl gewusst, was ihr Tun hervorbringt. Aber zu Ihrer Bemerkung, mein Herr – da Sie sich nicht entfernen: Ist unser Gespräch für Sie denn interessant?

3. Person

Reine Neugier. Viel mehr Menschen sollten neugierig sein. Und wir müssen uns fragen, wie wir unsere Natur erhalten.

Ferropolis

Ganz genau! Da hat man in Ferropolis …

3. Person

Schon wieder du. Es ist zu früh für deinen Auftritt! Wo war ich? Also, wenn wir die Elbe – mal so als Beispiel – um jeden Preis schiffbar halten wollen, dann folgt ganz klar Wassermangel. Je tiefer die Flusssohle gegraben wird, desto weniger werden die Auen überflutet. Pflanzenarten und Tiere verlieren so ihren Lebensraum. Sie, Wörlitzer, säßen dann tatsächlich auf dem Trockenen.

Wörlitzer

Das hätte ich nicht besser erklären können, mein Herr.

Muskauer

Auch Muskau hatte nicht nur gute Zeiten. Am meisten habe ich unter dieser Grenzziehung nach dem Zweiten Weltkrieg gelitten. Weite Teile fielen an Polen. Denkt Euch, das Areal wurde landwirtschaftlich genutzt! Ich bin glücklich, meine einstige Schönheit wiedererlangt zu haben.

Unter Wassermangel leiden meine Bäume ebenso. Durch den Abbau von Braunkohle in der Umgebung sinkt der Grundwasserspiegel. Man kann die Bäume beim besten Willen nicht einzeln bewässern. Von 200 Jahre alten Buchen mussten viele gefällt werden. Sie waren schon durch diesen Krieg beschädigt, das fehlende Wasser kam hinzu. Gut, dass die Jungbäume offenbar widerstandsfähiger sind.

Auch tröstet es mich, dass das Schloss seinen einstigen Glanz zurückerhielt. Ihr werdet es sicher bei einem Rundgang bewundern?

Wörlitzer

Das werde ich tun. Eurem Park – das sehe ich – liegt offenbar ein Konzept, wie aus einem Guss zugrunde.

Muskauer

Wenn Ihr es sagt. Ich möchte Euch noch über die Vorliebe des Fürsten für Exotisches erzählen. Er schrieb nicht nur über seine Reisen, war erfolgreicher Schriftsteller, er brachte auch fremdes Getier und ebensolche Gewächse mit. In Gesellschaft zeigte er sich häufig farbenprächtig orientalisch gewandet.

Bei seinem Aufenthalt in Kairo sah er auf einem Sklavenmarkt eine junge Abessienierin. Ihre Anmut nahm ihn so sehr ein, dass er nicht mehr ohne sie sein wollte. Mahbuba war nicht nur schön, sie war auch klug und charmant. Der Schnucke missfiel das. Mahbuba erlebte keine zwei Sommer. Ihr Grab ist auf dem Friedhof von Bad Muskau.

3.Person

Klar, dass es der Schnucke schwerfiel – ein Mädchen, fremd, dunkelhäutig und jung!

Muskauer

Nun ja … Nach dem Tod des Mädchens näherten sich die beiden wieder an.

3. Person

Wer mehr über Mahbuba, den Fürsten und seine Schnucke, seine Reisen, seine Bücher über Landschaftsgestaltung und sowie die Bekanntschaft mit den Großen seiner Zeit erfahren möchte, muss in die Ausstellung im Schloss von Bad Muskau. Übrigens – kein Geringerer als Goethe empfahl dem jungen Pückler, seine Parkideen zu verwirklichen.

Wörlitzer

Ja, das Fremde hat seinen Reiz, aber wird es auch akzeptiert? Die heimischen und fremden Gehölze in unseren Parks kommunizieren sehr gut miteinander. Sonst hätten sie nicht überlebt. Da haben wir noch etwas gemeinsam, Muskauer.

Muskauer

Wir nähern uns an, Wörlitzer. Ja, andere Kulturen wecken Sehnsüchte, manchmal machen sie aber auch Angst. Vor dem zarten Mädchen musste sich niemand fürchten. Doch Fremde in großer Zahl sind den Menschen offenbar nicht immer recht. Unsere Fürsten hätten gute Argumente dafür, andere Kulturen kennenzulernen. Pücklers Reisebeschreibungen zum Beispiel prägen bis heute unser Bild des Orients – und sie sind immer noch sehr lesenswert.

Wörlitzer

Interessant, Muskauer. Allerdings – mich in die Vorbehalte von Menschen gegenüber dem Fremden hineinzufinden, fällt mir schwer.

Muskauer

Es ist doch so: Schon immer zogen Völker von Gebiet zu Gebiet, von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent. Die Gründe waren vielfältig. Unsere Fürsten haben Tole-

ranz bei ihren Reisen gelebt. Dem Volk fehlten für solche Unternehmungen natürlich die Mittel.

Hoffen wir, dass die Heutigen aus Ost, West, Nord und Süd erkennen, was im Leben wichtig ist.

Wörlitzer

Das ist aus Eurer Sicht was?

Muskauer

Eine zu große Frage für unser erstes Treffen, Wörlitzer. Fragen wir lieber, was getan werden kann, um unsere Bäume zu schützen und die Landschaften und Flüsse nicht weiter auszubeuten, damit unsere Parks keine Ödnis werden.

Wörlitzer

Fragen können wir, Muskauer, aber was können wir tun?

3. Person

Meine Herren, schon vergessen? Sie tragen beide den Titel UNESCO-Welterbestätte! Da hängt nicht nur die Ehre dran. Der Titel ist Verpflichtung, Ihre Parks für zukünftige Generationen zu erhalten. Wir werden die Probleme lösen. Wie Landschaften umgestaltet werden, zum Beispiel nach dem Bergbau, dafür ist Ferropolis ein gutes Beispiel.

Ferropolis? Das wäre jetzt dein Stichwort!

Ferropolis erscheint nach einer kleinen Pause …

Ferropolis

Also Leute, eure Parks sind toll, zugegeben, aber so eine Landschaft wie meine völlig neu zu gestalten, was sage ich, zu erfinden, das ist eine Nummer größer. Wo es früher Wald gab, wurde Braunkohle abgebaut. Die Abraumhalden waren keine Schmuckstücke, aber wo sollte Energie herkommen, wenn nicht aus der Kohle? Jetzt hat in und um Ferropolis eine andere Zukunft begonnen:

Ein Industriemuseum ist entstanden, man kann riesige Stahlskulpturen bewundern, sozusagen moderne Dinosaurier. Die öde Landschaft ist noch nicht ganz verschwunden, aber Ferropolis ist ein tolles Ausflugsziel. Es gibt Kulturfestivals, es gibt Seen, es wachsen wieder Bäume und – nicht weit entfernt, ist der Goitzscher See – endlich kann ich das loswerden: Da wird Bernstein gefördert. In ihm sind besonders viele Insekten eingeschlossen. Wenn ihr so wollt – Nachrichten in Harz gegossen. Das habt ihr nicht gewusst, stimmt's?

3. Person

Nachrichten in Harz – Ferropolis, das ist toll. Pücklers Gedanke von der Zeitkapsel funktioniert also!

Die Plockspiepen • Welterbe aus der Vogelperspektive •

Lars Johansen

Wie Metropolis vielleicht einmal Geburtstag gefeiert hätte

Auch der Film zählt zum Weltkulturerbe, genauer genommen zum Weltdokumentenerbe. Die USA beispielsweise entschieden sich für „Der Zauberer von Oz“. Deutschland suchte 2001 „Metropolis“ als den Film heraus, der sich am besten für das filmische Weltkulturerbe eignet, wobei „2001“, ganz nebenbei bemerkt, der Titel eines Films von Stanley Kubrick aus dem Jahr 1968 ist. Kubrick erinnert in vielem an Lang und der Mystizismus von „2001“ weist durchaus Parallelen zu dem von „Metropolis“ auf. Daher wohnt schon der Wahl des Jahres eine gewisse Symbolik inne. So ein Welterbe bürdet dem einzelnen Werk eine hohe Verantwortung auf, es kann nicht mehr unvoreingenommen angesehen werden. Aber andererseits, ganz ehrlich, wer kann sich überhaupt ein monumentales Werk wie „Metropolis“ unvoreingenommen anschauen?

Wir wollen uns einmal in das Jahr 1952 begeben. Da könnte Fritz Lang Deutschland besucht haben und in einem Hörfunkstudio seiner Ex-Ehefrau Thea von Harbou begegnet sein. Das ist natürlich niemals geschehen. Aber warum eigentlich natürlich? Es hätte passieren können. In jenem Jahr hätte die Uraufführung von „Metropolis“ ihr 25. Jubiläum erlebt. Seinerzeit jedoch, also 1952, existierten nur noch Fragmente dieses Films. Erst im 21. Jahrhundert würde er wieder vollständig, jedenfalls einigermaßen, hergerichtet sein. Wir haben es also grundlegend mit einer faktischen Unmöglichkeit zu tun, die aber nicht unmöglich sein muss.

Die handelnden Personen an diesem kalten Novembertag des Jahres 1952 sind ein Radiomoderator (RM), der Regisseur Fritz Lang (FL) und schließlich die Regisseurin und Autorin Thea von Harbou (TH).

RM: Einen wunderschönen guten Tag, meine sehr verehrten Damen und Herren an den Radioapparaten. Hier, im Studio des Berliner RIAS begrüße ich heute den berühmten Regisseur Friedrich Christian Anton Lang. Guten Abend, Herr Lang. Ich hoffe, ich darf Sie Fritz Lang nennen?

FL: Aber natürlich dürfen Sie das. Auch Ihnen und den Zuhörern einen guten Abend.

RM: Herr Lang, sie sind das erste Mal seit nahezu 20 Jahren wieder in Berlin. Haben Sie Ihre Stadt wiedererkannt?

FL: Was heißt: Meine Stadt? Ich bin ein gebürtiger Wiener.

RM: Aber Sie haben viele Jahre in Berlin gelebt.

FL: Ich lebe mittlerweile fast schon länger in den Vereinigten Staaten. Ich liebe Paris, ich komme aus Wien, Berlin ist für mich nur eine Zwischenstation gewesen.

RM: Aber erkennen Sie es wieder?

FL: Natürlich.

RM: Sie sind sehr knapp in Ihren Antworten.

FL: Ich spreche nicht sehr gerne über mich. Und auch über mein Werk vermag ich nicht viel zu sagen. Ich langweile mich dann mit mir selber, denn ich kenne das ja. Es ist ein endloses Wiederholen des Immergleichen.

RM: Verzeihung, Herr Lang.

FL: Sie müssen sich nicht entschuldigen. Ich bin ja selber schuld, dass ich Ihnen zugesagt habe. Ich hoffe wir können das nachher herausschneiden.

RM: Aber natürlich. Ich setzte noch einmal an. Herzlich willkommen, Fritz Lang.

FL: Herzlichen Dank für Ihre freundliche Einladung.

RM: Sie waren nahezu zwanzig Jahre nicht mehr in Deutschland. Ist es wie eine Heimkehr? Oder fühlt es sich fremd an?

FL: Nun ja, ich habe Freunde hier, wir stehen in Briefkontakt, ich bin nicht fremd. Und doch, ich bin Amerikaner geworden. Jedenfalls ein wenig. Kein richtiger, ich bin vielleicht so etwas wie ein Heimatloser. Oder ein Weltbürger. Ganz wie Sie wollen.

RM: Wir sind ja hier in Berlin, der geteilten Stadt, der offenen Wunde des Landes.

FL: Die Wunde ist geschlossen. Zwölf Jahre war das Land wund. Jetzt heilt es seit sieben Jahren. Sicher braucht es noch mehr Zeit.

RM: Aber für die Berliner ist es keine leichte Zeit.

FL: Natürlich.

RM: Gut. Sie sind zu uns gekommen, um uns ihr neuestes Werk vorzustellen, was demnächst seine deutsche Uraufführung erleben wird. In Amerika ist es schon im Januar herausgekommen. Was können sie uns zu „Engel der Gejagten“ sagen?

FL: Zum einen natürlich, dass das ein dummer deutscher Titel ist.

RM: Das schneiden wir.

FL: Aber es ist doch wahr. Nur weil Marlene Dietrich dabei ist, hat hier irgendwer an den „Blauen Engel“ gedacht. Und so wird aus „Rancho Notorious“ ein Engelfilm. Eigentlich sollte er „Chuck-A-Luck“ heißen. Das ursprüngliche Chuck-A-Luck ist ein sehr berühmtes Spiel, eine Art vertikales Roulette mit einem runden rotierendem Rad. Ich habe es selbst in einer mexikanischen Grenzstadt gespielt.

RM: Mögen Sie uns etwas dazu erzählen?

FL: Die Geschichte dreht sich um einen Cowboy, der in einer Ranch mit Namen Chuck-A-Luck den Outlaw zu finden versucht, der seine Verlobte umgebracht hat. Das ist, glaube ich, der erste Western, der ein Balladenthema dazu benutzt, um die Erzählung zu pointieren. Der Song ist sehr gut, mit demselben Titel wie der Film: Chuck-a-Luck.

RM: Den singt doch Marlene Dietrich.

FL: Nein, den singt William Lee. Die Dietrich hat dafür zwei andere Songs.

RM: Man hört, Sie hatten Probleme mit Marlene Dietrich am Set.

FL: Es gab keine Probleme.

RM: Aber sie soll Sie mit Josef von Sternberg verglichen haben.

FL: Ich bin nicht Sternberg, ich drehe Fritz-Lang-Filme.

RM: Genau das sollen Sie ihr gesagt haben.

FL: Ich weiß nicht, woher Sie das haben, aber ich pflege nicht über derlei Probleme zu sprechen. Wenn es denn überhaupt Probleme waren.

RM: Nun ja. Was können Sie uns noch sagen? So ein Western ist doch sicher schön zu drehen, an der frischen Luft.

FL: Wir waren nicht draußen. Einen Western im Studio zu drehen, ist außerordentlich schwierig. Wir hatten nicht genug Geld, im Atelier den Berg zu bauen, der die Ranch und die Wüste überblickt. Aber mein Architekt, Mr. Ihnen, der für mich bei „Man Hunt“ und anderen Filmen eine Menge wundervoller Dinge gemacht hat, kannte sich aus mit Prospekten und Perspektiven.

RM: Gut. Dann können wir uns also trotz der finanziellen Beschränkungen auf einen schönen Film freuen?

FL: Natürlich. Er wird am 19. Dezember hier zum ersten Mal gezeigt und kommt dann in die Lichtspielhäuser.

RM: Wunderbar.

FL: Sind wir fertig?

RM: Fast. Aber ich habe da noch eine Frage. Erinnern Sie sich an den 10 Januar?

FL: Dieses Jahr? Ich weiß nicht. Die Uraufführung von „Chuck-a-Luck“ war erst am 7. Februar.

RM: Ach so? Nein, ich meine den 10. Januar vor 25 Jahren. Da erlebte ...

FL: Nein.

RM: Doch.

FL: Nein, ich möchte nicht über diesen Film sprechen.

RM: Aber „Metropolis“ ist der bedeutsamste Film aller Zeiten.

FL: Niemals.

RM: Aber das können Sie doch nicht leugnen.

FL: Wissen Sie was bedeutend war? „Der Verlorene“.

RM: Was?

FL: Ja, der erlebte vergangenes Jahr seine Premiere. Im September.

RM: Ich erinnere mich nicht.

FL: Niemand mag sich erinnern. Das war das Regiedebüt von meinem lieben Kollegen Peter Lorre, der dafür nach Deutschland zurückgekehrt ist.

RM: Peter Lorre, der in „M“ dabei war.

FL: Genau der. Und er wollte erinnern, an diese zwölf Jahre. Aber niemand hier wollte sich daran erinnern. Er hat seine ganze Energie in diese Arbeit gesteckt und niemand hat es sich hier angesehen.

RM: Das tut mir leid.

FL: Es muss Ihnen nicht leid tun. Das ist nur ein Symbol dafür, dass hier niemand etwas dazu gelernt hat. Dass hier nie etwas gelernt wird. Und dass es richtig war, zu gehen.

RM: Jetzt sind Sie aber ein wenig ungerecht, Herr Lang!

FL: Wem gegenüber? Ihnen? Dann tut es mir leid. Aber wenn Sie auch solche Fragen stellen.

RM: Ich wollte doch nur über eines Ihrer bedeutendsten Werke reden.

FL: Aber Sie haben mit „Metropolis“ angefangen.

RM: Das ist …

FL: Das ist es nicht.

RM: Nach Ihrem ersten Aufenthalt in Amerika aber mussten Sie diesen Film machen.

FL: Die Gebäude in New York erschienen mir wie ein vertikaler Vorhang, schimmernd und sehr leicht, ein üppiger Bühnenhintergrund, an einem düsteren Himmel aufgehängt, um zu blenden, zu zerstreuen und zu hypnotisieren. Nachts vermittelte die Stadt ausschließlich den Eindruck zu leben: Sie lebte wie Illusionen leben. Ich wusste, dass ich über all diese Eindrücke einen Film machen musste.

RM: Das meine ich doch.

FL: Aber er ist nicht gut geworden. Frau von Harbou und ich hatten in das Drehbuch zu „Metropolis“ einen Kampf zwischen moderner Wissenschaft und Okkultismus, der Wissenschaft des Mittelalters, hineingeschrieben. Der Magier war das Böse hinter all den Geschehnissen: In einer Szene stürzten alle Brücken ein, sie waren Flammen, und aus einer gotischen Kathedrale kamen all diese Geister und Gespenster und Ungeheuer.

RM: Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer.

FL: Ich sagte: Nein, das geht unmöglich. Heute würde ichs machen, aber damals hatte ich nicht den Mut. Nach und nach schnitten wir die ganze Magie heraus und vielleicht hatte ich deshalb den Eindruck, dass „Metropolis“ zusammengeflickt ist.

RM: Zusammengeflickt? Aber das ist aus einem Guss.

FL: Haben Sie den Film damals gesehen?

RM: Nein, da war ich erst vier oder fünf Jahre alt.

FL: Wovon reden Sie dann? Der Film ist fort, zerschnitten, verschollen, nur Reste sind noch da.

RM: Aber die geben schon einen guten Eindruck wieder.

FL: Flickwerk. Die Hauptthese war von Frau von Harbou, aber ich bin wenigstens zu fünfzig Prozent verantwortlich, weil ich den Film gemacht habe. Ich war damals nicht so politisch bewusst wie ich es heute bin. Man kann keinen gesellschaftlich bewussten Film machen, indem man sagt, der Mittler zwischen Hand und Hirn sei das Herz – ich meine, das ist ein Märchen – wirklich. Aber ich interessierte mich für Maschinen.

RM: Ein Märchen? Da bin ich ganz anderer Ansicht. Und da Sie sie schon erwähnt haben, ich freue mich, dass auch Frau von Harbou uns die Ehre gibt.

FL: Was? Das meinen Sie jetzt aber nicht ernst.

RM: Doch. Beinahe zwanzig Jahre haben Sie sich nicht gesehen. Und jetzt hier begegnen sie sich wieder.

TH: Schönen guten Tag. Herr Lang.

FL: Frau von Harbou.

RM: Sie waren ja sogar verheiratet.

TH: Waren wir. Ich jedenfalls. Bei Ihnen bin ich mir da nicht so ganz sicher, Herr Lang.

FL: Das müssen wir nicht unbedingt hier klären.

TH: Das haben wir schon damals nicht geklärt, da werden wir das hier auch nicht machen. Aber die Geschichte mit Frau Maurus …

FL: Das hat nichts damit zu tun.

RM: Gerda Maurus, welche die Titelrolle bei „Die Frau im Mond“ gespielt hat.

TH: Ja. Und wenn ich mir Sylvia Sidney oder Joan Bennett ansehe, dann ist es immer der gleiche Typ. Devot müssen sie sein und spielen, brav, liebreizend und sie müssen dem Herrn Lang Recht geben. Aber wir sind Schwestern unter dem Nerz.

FL: Frau von Harbou!

TH: Herr Lang.

RM: Ich hatte gehofft, dass Sie …

TH: Was? Dass ich vor Glück verstumme? Ich habe ihn akzeptiert, weil ich schrei-

ben konnte. Denn er ließ mich schreiben, er gab mir das Gefühl, dass meine Texte eine Qualität hatten. Wissen Sie eigentlich, wie viele Frauen Drehbücher schreiben dürfen? Und wenn wir es abgegeben haben, dann wird es von Männern beurteilt, von Männern umgeschrieben und von Männern mit Männern hinter der Kamera, am Licht, am Ton und in der Produktion verfilmt. Als ich damals „Das indische Grabmal“ geschrieben hatte, da wusste ich, das ist etwas für Herrn Lang. Er wird damit behutsam umgehen.

FL: Ich wäre auch behutsam damit umgegangen. Aber dann kam Joe und nahm es mir weg.

RM: Joe May, Ihr Produzent.

FL: Ja, unfähig für eine ordentliche Regie. Und dann gab er die Hauptrolle auch noch seiner Frau Mia, genauso unfähig. Der machte alles zur Kolportage.

TH: Und du machtest alles zur Kunst. Darum schrieb ich den müden Tod. Damit du ihn verfilmst, kein Joe oder weiß ich wer, du.

FL: Und das habe ich getan, ein perfektes Buch. Damals.

RM: Kennengelernt haben Sie sich aber schon vorher. „Das wandernde Bild“ haben Sie geschrieben.

TH: Da war ich noch mit Rudolf verheiratet. Offiziell, aber eigentlich schon getrennt.

RM: Rudolf Klein-Rogge, ein Schauspieler, der auch den Mabuse gespielt hat.

FL: In jedem Film, den sie geschrieben hatte, musste er seine Rolle bekommen.

TH: Weil er gut war.

FL: Weil er gut war. Ich weiß.

RM: Sie waren damals ja auch noch verheiratet, Herr Lang. Ihre Ehefrau starb dann durch Suizid. Das müssen schlimme Zeiten für Sie gewesen sein.

FL: Darüber spreche ich nicht.

RM: Mit Ihrer Pistole.

FL: Möchten Sie, dass ich gehe? Nichts lieber als das. Aber vorher wird das alles herausgeschnitten, nachher. Ich autorisiere das Gespräch sonst nicht.

RM: Es tut mir leid.

FL: Schon wieder.

RM: Kommen wir endlich zu „Metropolis“.

TH: Wissen Sie eigentlich, warum ich immer wieder das M eingebaut habe? Müde, Mond, Mabuse, Metropolis, M? Weil es darum immer ging. Um M wie Männer. Männerfilme.

FL: Ich mache keine Männerfilme, bei mir müssen immer Frauen die großen Rollen spielen.

TH: Aber nicht zu groß. Sie müssen dem Helden schmeicheln, aber im Hintergrund bleiben.

FL: Und Kriemhild und Brunhild? Wegen ihnen gehen die Nibelungen zugrunde. Und erst die echte Maria, nicht der Roboter in ihrer Gestalt, kann die Männer in Metropolis versöhnen.

TH: Weil ich es so geschrieben habe. Und Sie es so verfilmt haben, Herr Lang.

FL: Aber „Metropolis“ hat nie funktioniert.

TH: Weil es irgendwann so monumental war, dass keiner von uns wusste, ob es hinter der Monumentalität auch noch eine Bedeutung hatte. Irgendeine Bedeutung.

FL: Vielleicht hatte es eine Bedeutung, vielleicht nicht, aber es hat nicht funktioniert. Es passte nicht zusammen.

TH: Wir passten nicht mehr zusammen.

FL: Das hat damit nichts zu tun.

TH: Doch, eine Menge. Und es sagt eine Menge über uns aus, dass du es nicht akzeptieren kannst.

FL: Es gab nichts zu akzeptieren. Außerdem wird mir das alles zu privat. „Metropolis“ hatte nichts mit unserer Ehe zu tun.

TH: Meine Arbeit für dich hatte immer mit uns zu tun. Es sind Filme über uns. Du bist der rächende Rotwang, du bist der patriarchalische Mabuse, der M, der vor sich selber wegläuft. Der sich selber nicht entkommen kann.

FL: Das bin nicht ich. Das sind Figuren.

TH: Der verrückte Mabuse, der am Ende alle verrückt gemacht hat. Und der sich erst im Wahnsinn findet, dann stirbt und weiterlebt in einem anderen. Erst im Tod kannst du Ruhe finden. Dann öffnet sich die Tür. Das war schon in „Der müde Tod“ so, wie „Metropolis“ ein Märchen. Alle guten Geschichten sind Märchen. Aber du hast mir die Finken heraus genommen.

FL: Welche Finken?

TH: Die Finken in Metropolis. Die die Arbeiter eigentlich immer mitführen müssen, wenn sie sich wie Maulwürfe unter der Erde, ganz und gar tellurisch immer tiefer graben.

FL: Die Vögel waren mir zu leicht. Zu unbeschwert.

TH: Da ist er wieder. Dein heiliger Ernst hat Metropolis so schwer gemacht.

FL: Es war unser heiliger Ernst.

TH: Dir war es doch schon damals nicht mehr ernst mit uns! Der Traum von den Mythen im „Müden Tod“ war auf einmal aus, von den schweren Maschinen in den unterirdischen Katakomben erschlagen. Und unsere Geschichte war auch zu Ende. Ich war Medea, wieder so ein M, und du Jason und das goldene Vlies unserer Geschichten war auf einmal dein Vlies, deine Geschichten.

FL: Es waren unsere, immer noch.

TH: „Metropolis“ war ein Fehler, hast du gesagt, nicht nur meiner, aber vor allem meiner. Und was ist mit „M“, und dem „Testament des Doktor Mabuse“? Das waren auch meine Bücher, aber du hast es immer so aussehen lassen, als wären das deine. Der Mabuse wurde sogar verboten und du bist einfach gegangen. Und hast mich zurückgelassen.

FL: Ich dachte, du bekommst das hin.

TH: Mein erster Film, den ich als Regisseurin inszenieren durfte, „Elisabeth und der Narr“, wurde vom Regime erst einmal verboten, mein zweiter und letzter, „Hanneles Himmelfahrt“ verstümmelt. Und dann nur noch schreiben, unauffällig und nie mehr so geschätzt wie von dir.

FL: Das wusste ich nicht, du warst diesem System doch immer so nah. Politisch lagen wir einfach zu weit auseinander.

TH: Ja, politisch. Auch, aber vor allem menschlich. Zuerst menschlich. Die Versöhnung in Metropolis ist unmöglich, ich weiß, so wie wir unmöglich waren. Und doch hat es funktioniert, so wie wir funktioniert haben. Für eine gewisse Zeit.

FL: Für eine gewisse Zeit.

TH: Du drehst in Amerika immer noch die Filme, die ich geschrieben habe. Ich erkenne mich dahinter und darin.

FL: Ich will nicht darüber sprechen.

TH: Wolltest du nie.

FL: Wollte ich nie. Das Gespräch wird nicht autorisiert.

RM: Und was ist nun mit „Metropolis“?

FL: „Metropolis“ funktioniert nicht. Jedenfalls geht das Ende gar nicht.

TH: „Metropolis“ funktioniert. Gerade weil das Ende nicht geht. Es ist unmöglich. Und nur das Unmögliche ist real.

RM: Ich danke Ihnen. Auch wenn wir es so nicht senden können. Wir sprechen uns wieder, in einer Woche. Wie immer – gleiche Zeit, gleiche Stelle, gleiche Welle.

Clemens Esser

Die Muschel und der Berg

[Prolog:]

„Weiß der Schmetterling, dass er eine Raupe war?“

„Weiß der Biber, warum er Dämme baut?“

„Weiß die Muschel, dass sie zum Weinberg wird?“

Eines Nachts im Harz öffnete eine junge Flussperlenmuschel die Augen und erblickte den Sternenhimmel. Sie konnte es kaum fassen, wie viele Sterne zu sehen waren. Bisher, wenn sie ihre Schalen in der Nacht geöffnet und nach oben geschaut hatte, schimmerte nur die Wasseroberfläche über ihr. Vielleicht erahnte die Muschel noch den Mond, wie er weißgrün über dem Wasser tanzte. Aber in dieser Nacht hatte die Strömung sie auf eine Sumpfdotterblume getrieben und dort vergessen.

Was blieb der kleinen Muschel anderes übrig, als die Welt unter dem endlosen Himmel entdecken zu wollen. Also versteckte sie sich in den Kiemen einer Bachforelle, die zum größten Fluss des Landes unterwegs war: der Elbe. Dort ließ sich die Muschel bis zum Grund des Flusses sinken und schlief im Kies ganze sieben Jahre lang.

Nach dem Aufwachen erkundete die Muschel die Umgebung. Verglichen mit der Holtemme erschien ihr die Elbe unendlich breit. Und mitten auf dem Grund entdeckte die Muschel eine schwere Kette, von der man weder Anfang noch Ende sehen konnte. So eine Kette hatte die Muschel noch nie gesehen. Sie beschloss, hier mit ihrem Abenteuer zu beginnen, saugte sich an der Kette fest und wartete auf große Dinge, die geschehen mögen.

Sie musste nicht lange warten: Kurz darauf fing die Kette an zu zittern, dann hob sie sich langsam vom Grund ab, und während sie sich knarzend der Wasseroberfläche näherte, erklang ein unnatürliches Hämmern in einem strengen, eintönigen Rhythmus. Als das Geräusch immer näher kam, schloss die Muschel ihre Schalen ganz fest, während sie auf der bebenden Kette hin und her geschleudert wurde. Kurz darauf wurde sie ohnmächtig.

Als sie wieder zu sich kam, nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und öffnete vorsichtig die Schalen. Es dämmerte bereits. Eine Katze saß neben der Muschel, offenbar befanden sie sich auf einem Schiff, das flach und breit war wie eine Flunder. Die Kette vom Grund der Elbe lief von vorne nach hinten über das Schiffsdeck und verschwand in dessen Mitte in einem Kasten, direkt neben einem hohen Schornstein, aus dem weißer Qualm zum Himmel aufstieg.

Muschel: „Was war das? Wo bin ich?“

Katze: „Keine Sorge, Du bist in der Zeit gereist. Daran musste ich mich auch erst

gewöhnen. – Schau nicht so ungläubig: Seit die Menschen diese Kette im Fluss verlegt haben, spielt die Zeit verrückt. Ich habe Schiffe flussaufwärts fahren sehen, ohne dass sie von Pferden oder Treidlern gezogen wurden. Da wurde mir klar, dass die Kette und das dampfende Schiff, auf dem wir jetzt sitzen, Teile einer gigantischen Zeitmaschine sind.“

Muschel: „Aber dann müsste man doch die Sternbilder rückwärts über den Himmel wandern sehen.“

Katze: „Das stimmt. Deshalb fahren diese Schiffe nur am Tag. Selbst die Bootsleute wissen von nichts. Jetzt gerade macht unser Schiff Halt für die Nacht, ganz nahe bei einem Ort namens Wörlitz. Dort haben die Menschen eine grüne Stadt erbaut, mit Wiesen, Bäumen, Flüssen, Seen und allem Pipapo. Ich glaube, es sollte ein Platz werden, wo Tier und Mensch in Frieden miteinander leben können. Die Menschen lieben nämlich die Natur – nachdem sie sie nach ihren Vorstellungen umgestaltet und gezähmt haben.“

Muschel: „Ob es in der Grünen Stadt auch Muscheln gibt? Muscheln wie mich?“

Katze: „Wer weiß. Lass uns nachschauen, vielleicht findet sich dort ein gemütliches Plätzchen.“

Daraufhin schlichen sich Katze und Muschel vom Schiff und machten sich auf den Weg in die Grüne Stadt. Dort angekommen, trafen sie auf einer Wiese ein Dutzend Pilze, die in einem Kreis zusammenstanden. In der Mitte des Kreises saß eine Schildkröte mit einem Monokel auf einem Auge, kaute gemächlich am Gras und lauschte den Pilzen.

Pilze: *(ätherisch-esoterisch, wie gregorianischer Singsang)*:

„Wir sind Neumark, Eyserbeck und Schoch,
die Gärtner der grünen Stadt.
Über unsere Wurzeln sind wir mit allen Pflanzen der Stadt verbunden,
spüren, wenn es ihnen an etwas fehlt,
teilen mit ihnen Wasser und Mineralien.“

Katze: „Aber ich sehe mehr von Euch als Drei?“

Pilze: „Ehrlich gesagt sind wir nur einer,
aber es war uns langweilig,
deshalb haben wir uns mehrere Köpfe gegeben.
Die Schildkröte in unserer Mitte ist unser Consigliere.
Außerdem bringt sie gelegentlich eilige Botschaften
von einem Ende der Stadt zum anderen.“

Muschel: „Ihr lebt an diesem paradiesischen Ort und seid mit allen Pflanzen der Grünen Stadt verbunden? Ihr müsst die glücklichsten Pilze der Welt sein.“

Pilze: „Gewiss,
aber etwas bereitet uns große Sorge:
Die Menschen scheinen die Grüne Stadt aufgegeben zu haben.
Kaum ein Mensch wohnt in den Häusern und Palästen.

Außerdem berichtet der älteste Baum der Stadt,
dass er seine Wurzeln immer tiefer in die Erde strecken muss,
um genug Wasser für seine hohen Wipfel zu finden.
So geht das schon seit Jahren.
Der Baum vermutet,
es käme von den vielen tickenden Uhren,
welche die Menschen ins Gartenreich bringen.“

Muschel: „Es ist die Zeitmaschine! Das Schiff an der Kette verbraucht all das Wasser, es verdampft aus dem Schlot und verflüchtigt sich mit den Winden.“

Die Katze nickte anerkennend. Gemeinsam erzählten sie Pilzen und Schildkröte von ihren Entdeckungen in der Elbe. Schließlich ergriff die Schildkröte das Wort:

Schildkröte *(näselnd)***:** „Das heißt, wir müssen die Maschine stoppen!?“

Pilze: „Negativ.
Die Menschen würden eine neue bauen,
noch größer als die erste.
Und dann würden sie euch jagen.
Aber es gibt Verbündete.
Sie haben bisher das Wasser in die Grüne Stadt umgeleitet,
aber ihre Möglichkeiten sind bald erschöpft.
Ihr findet sie nordöstlich der Grünen Stadt,
direkt beim Proteusstein.
Schildkröte, führe Katze und Muschel dorthin!“

Also machten sich Katze, Muschel und Schildkröte auf zum Proteusstein. Sie folgten dem Deich auf der Nordseite der Grünen Stadt, bis sie ihn auf einem kleinen Hügel in einem Waldstück erblickten, einen Windflüchter an seiner Seite. Als sie schon fast am Proteusstein angekommen waren, hörten sie eine Stimme, die direkt aus dem Stein zu sprechen schien.

Stimme *(Biber)***:** „Höret, Nachkommen, eine euch warnende Stimme! Vorsichtiger Fleiß schuf diese Hügel und dieses Gebüsch, um die feldbewahrenden Dämme vor dem zerstörenden Eise zu schützen. Wendet alles an, um sie zu erhalten.“

Katze und Muschel waren erleichtert, als sie einen Biber entdeckten, der auf seine Hinterbeine aufgerichtet und mit erhobener Vorderpfote diese Worte proklamiert hatte.

Katze: „Eine flammende Rede, fürwahr. Aber was bedeutet sie?“

Biber: „Oh, ich fand sie auf diesem Stein geschrieben. Irgendwas mit Dämme pflegen, das hat mir gefallen. Aber die Menschen halten sich nicht an ihre eigenen Gebote und machen mir meine Dämme immer wieder kaputt.“

Muschel: „Das heißt, du kannst die Schrift der Menschen lesen?“

Biber *(verlegen)***:** „Ich lerne noch, aber der kleine Vogel dort auf dem Baum sang mir die Worte auf dem Stein vor, so oft, bis ich sie auswendig konnte.“

Katze *(ruft, Blick nach oben)*: „Hallo, Buchfink. Wir wollen verhindern, dass der Wasserspiegel in der Grünen Stadt weiter absinkt. Die Pilze meinten, der Biber und Du könnten uns helfen. In der Elbe haben wir eine unendliche Kette entdeckt, die es den Menschen ermöglicht, in der Zeit zu reisen. Vielleicht ist diese Kette der Schlüssel."

Buchfink *(mit ängstlichem Blick zur Katze)*: „Ich hoffe, es ist keine Nahrungskette – zick!."

Muschel: „Hört mal, Leute, hier ist der Plan. Wir müssen einen Berg bauen. Er muss so hoch sein, dass die Wolken darin hängen bleiben und die Grüne Stadt beregnen. Am besten wäre es, wenn er aus Muschelkalk besteht. Die Menschen lieben Berge aus Muschelkalk, sie bauen darauf Traubensträucher an und feiern zwei Mal im Jahr große Feste. Wenn direkt neben der Grünen Stadt ein solcher Berg stünde, würden die Menschen sie wieder in ihr Herz schließen, sie würde wachsen und mit kunstvollen Dämmen und Schleusen vor Hoch- und Niedrigwasser geschützt. Wir würden als Erbauer der WÖRLITZER SCHWEIZ welterbe-berühmt!"

Katze: „Soso, einen Berg bauen."

Schildkröte *(näselnd)*: „Vielleicht etwas zu intensiv mit den Pilzen kommuniziert?"

Ein Schmetterling, der von einer Blüte aus zugehört hatte, mischte sich in das Gespräch ein.

Schmetterling: „Diesen Gedanken hatte ich auch schon. Nach meinen Berechnungen müsste der Berg östlich von hier liegen, nahe der Elbe."

Muschel: „Ich wusste es! – Was muss ich tun?"

Schmetterling: „Du müsstest möglichst viele andere Muscheln dazu bringen, sich in einem der Bäche niederzulassen, die das Wasser aus der Grünen Stadt herausführen."

Muschel: „Und dann?"

Schmetterling: „Nun ja, ehrlich gesagt: Das war's."

Muschel: „Das ist alles?"

Schmetterling: „Das ist alles."

Muschel: „Und wie viele Muscheln?"

Schmetterling: „So viele wie Sterne am Himmel stehen. Nur die Menschen haben Zahlwörter erfunden, die groß genug sind. Sie brauchen sie, um ihr Vermögen zu schätzen, oder ihre Schulden, je nachdem. Am besten, wir fangen sofort an."

Katze *(unwirsch)*: „Wir?"

Schmetterling: „Die kleine Muschel wird unsere Hilfe brauchen. Sie wird die Elbe unermüdlich rauf- und runterreisen müssen, um ihresgleichen von dem Plan zu überzeugen. Sie wird den starken Rücken der Schildkröte brauchen, um mit jeder Tour möglichst viele Muscheln zum Zielort zu bringen. Der Buchfink muss uns benachrichtigen, wann immer eine neue Schiffsladung Muscheln eintrifft. Der Biber muss einen immer höheren Damm bauen, damit die Muscheln nicht austrocknen. Und wenn dieser Damm zugleich Wasser in der Grünen Stadt hält, schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe."

Zwei in diesem Moment vorübersurrende Fliegen blickten den Schmetterling entrüstet an.

Schmetterling: „Und ich persönlich werde das Ganze koordinieren.“

Biber und Buchfink sahen einander zweifelnd an, aber da sie keinen besseren Plan hatten und die Muschel vor Begeisterung klapperte, nickten sie beide.

Die Katze war beruhigt, bei diesem großen Plan außen vor zu sein und stimmte ebenfalls zu.

Der Muschel hingegen kamen plötzlich Zweifel: „Aber werden die Menschen es nicht bemerken, wenn hier auf einmal ein Berg wächst?“

Schmetterling: „Man könnte den Menschen einen Berg so hoch wie den Brocken neben das Haus stellen, wenn man ihn nur langsam genug wachsen lässt. Sie bemerken ja nicht einmal, dass die Erde immer wärmer wird.“

Schildkröte *(näselnd)***:** „Es wäre gut, wenn wir die Zeit messen könnten, damit wir wissen, wie wir mit unserem Plan vorankommen. Niemand von uns hat schon mal eine längere Zeit als 100 Jahre überblickt, noch nicht einmal so eine alte Schildkröte wie ich. Innerhalb des Monats hilft uns der Mond, aber wir werden viele Vollmonde und Neumonde sehen, bis der Muschel-Berg vollendet ist.“

Schmetterling: „Wir bringen einen Menschen dazu, ein Orgelstück zu komponieren, das über 600 Jahre dauert und hier in der Gegend aufgeführt wird. Dorthin könnten der Buchfink und seine Nachkommen fliegen und an dem Akkord erkennen, welches Jahr wir haben.“

Schildkröte: „Oder wir lassen einfach an jedem Tag, an dem wir Muscheln zum Bach bringen, einen einzigen Tropfen Wasser in einer der Grotten der Grünen Stadt auf die immer gleiche Stelle fallen. Dann können wir an der Höhe des entstehenden Stalagmiten die Zeit ablesen.“

Schmetterling: „Es heißt, die Sternbilder würden sich über die Jahrtausende verändern. Damit müsste sich was anfangen lassen.“

Muschel: „Können die Pilze uns nicht helfen? Sie werden doch sehr alt.“

Schmetterling: „Ach, Muschel, die Pilze lassen wir jetzt mal aus dem Spiel. Sie wissen immer alles besser, haben alles schon gesehen, blablabla, und wow, wen sie hier in der Grünen Stadt alles kennen.“

Katze: „Als Erstes müssten wir festhalten, wann wir begonnen haben.“

Also warteten sie, bis es dunkel wurde. Die Katze suchte einen spitzen Stein und kratzte damit vorsichtig die Sternenkonstellation, die am Himmel zu sehen war, in die Schale der Muschel, die dies heldenhaft ertrug.

Muschel *(ungeduldig)***:** „Was steht da, was steht da?“

Katze: „Links siehst du den Vollmond, und rechts die schmale Mondsichel. Dazwischen, etwas oberhalb, erkennt man dein Sternbild, den Muschelkreis mit den sieben Sternen. Jedes Mal, wenn der Muschelkreis bei Vollmond rechts und bei Neumond links am Nachthimmel erscheint, wissen wir, dass ein weiteres Jahr Arbeit hinter uns

liegt. Und am Rand habe ich das Schiff eingezeichnet, das all die Muscheln hierher bringen soll, bis der Berg fertig ist.“

Als der Morgen graute, nickte die Muschel dem Buchfink zu, und dieser nahm sie vorsichtig in den Schnabel und flog los in Richtung Elbe.

Wann immer sich in den kommenden Wochen ein Kettendampfer ankündigte, ließ sich die Muschel zur Elbe bringen und suchte dort die Umgebung nach jungen Muscheln ab. Sie erzählte ihnen von Abenteuern und Heldentum, und die Muscheln folgten ihr, saugten sich mit ihr auf der Kette fest und warteten, bis das Schiff sie nach Wörlitz brachte. Der Buchfink erwartete sie und trug eine nach der anderen zur Schildkröte ans Ufer.

Ein halbes Dutzend Muscheln konnte sich auf dem Panzer der Schildkröte festhalten, diese brachte die Muscheln zu dem kleinen Bach östlich der grünen Stadt, eine weitere Muschel trug der Buchfink zum Ziel.

So lebten bald schon mehrere 100 Muscheln in dem kleinen Bach und hefteten sich so fest aneinander, dass sie wie ein Kartenhaus in die Höhe wuchsen. Aber kaum dass die oberste von ihnen auch nur eine Handbreit über den Wasserspiegel ragte, erschien der Schmetterling und schüttelte missmutig den Kopf.

Schmetterling: „Ich habe einmal nachgerechnet.“

Die Tiere ahnten, dass dieser Satz nichts Gutes bedeutete.

Schmetterling: „Rechnet man unseren Plan anhand der Zeit hoch, welche wir für die paar Zentimeter Muschelberg gebraucht haben, würde es Tausende von Jahren dauern, bis der Berg bis zu den Wolken reicht, und viele Millionen Muscheln müssten dafür hierhergebracht werden.“

Unter den Tiergefährten machte sich Ernüchterung breit. Andererseits waren viele der Muscheln erleichtert, als der Plan aufgegeben wurde, denn sie hatten sich ihr großes Abenteuer irgendwie anders vorgestellt.

Katze: „1.000 Jahre und länger? Soviel Zeit haben wir nicht. Es muss Berge geben, die schneller wachsen.“

Schmetterling: „Nun, da gäbe es eine Möglichkeit; ich bin erstaunt, dass die Pilze sie nicht erwähnt haben: Vulkane entstehen sehr schnell, sie brauchen weniger als ein Jahr, um zu einem hohen Berg anzuwachsen. Man muss nur einen finden und zum Ausbruch bringen. Das hätte gegenüber einem Muschelberg sogar den Vorteil, dass viel Qualm bis hoch zu den Wolken fliegt; dieser verdunkelt die Sonne und sorgt für kühleres, regnerisches Wetter, vielleicht sogar mehrere Jahre lang.“

Die Katze wusste schon jetzt genug, um diesen Plan zu hassen.

Schmetterling: „Und das Beste: Nur wenige hundert Meter von hier befindet sich ein Vulkan! Die Menschen haben ihn errichtet, niemand weiß warum, aber sie haben Hohlräume mit Schwarzpulver eingebaut, um ihn jederzeit zum Ausbruch bringen zu können. Erst letzte Woche hatten die Menschen ein großes Fest geplant, bei dem sie den Vulkan ausbrechen lassen wollten. Wahrscheinlich irgendein heidnisches Ritual.

Aber dann hat es so heftig geregnet, dass alles abgeblasen werden musste. Das Schwarzpulver ist also noch im Vulkan. Wenn der Biber an einem Zulauf zur Grünen Stadt einen Damm baut und damit den Wasserspiegel senkt, müsste es in wenigen Wochen wieder trocken sein.“

Muschel *(leise)***:** „Aber was passiert mit all den Muscheln, die ich hierhergeführt habe, wenn der Biber das Wasser von der Grünen Stadt wegleitet und der Wasserspiegel in der Gegend sinkt? Ohne frisches Wasser werden sie in weniger als zwei Wochen vertrocknen.“

Schmetterling: „Herrgott! Leben Muscheln überhaupt so lange? Und dachtest du wirklich, der Biber kann seinen Damm immer höher bauen, bis er in die Wolken reicht? Das wichtigste ist doch jetzt, dass das Pulver unter dem Vulkan trocken bleibt. Alles andere ist sekundär.“

Buchfink: „Ok, wir machen das mit dem Vulkan. Weizaptier!“

Katze: „Und wie bitte schön wollen wir diesen Vulkan zum Ausbruch bringen?“

Schmetterling: „Nun, ich habe die Anlage genau untersucht. Offenbar betrachten die Menschen uns Tiere nicht als Bedrohung, sonst hätten sie den Vulkan besser abgesichert. Er hat eine Schwachstelle. Eine unauffällige, rund zwei Zentimeter breite Öffnung, aus der eine Lunte ragt, die in einer geraden Linie zu weiteren Zündschnüren führt. Können wir diese in Brand setzen, kommt eine Kettenreaktion in Gang und der Vulkan wird durch eine Reihe von zeitlich genauestens abgestimmten Explosionen zum Ausbruch gebracht.“

Buchfink: „Das heißt, wir müssen einen Zündfunken erzeugen?! Zick?“

Schmetterling: „Ach, da gibt es ganz verschiedene Möglichkeiten: Wir könnten einen Bombardierkäfer dafür gewinnen, für uns sein Abwehr-Gas mit 100 Grad auf die Lunte abzufeuern. Mit etwas Glück reicht das, um den Mechanismus in Gang zu setzen.“

Schildkröte: „Oder ein Knallkrebs reibt für uns seine Scheren aneinander. Dabei entsteht ein Vakuum und die Temperatur zwischen den Scheren steigt auf über 2000 Grad!“

Schmetterling: „Oder wir überreden einige Dutzend Zitteraale dazu, im Wasser in der Grotte unterhalb des Vulkans gleichzeitig in die Luft zu springen und Stromstöße an einer Stelle auszusenden, wo wir vorher trockenes Stroh ausgelegt haben ... das muss ich aber nochmal durchrechnen.“

Schildkröte: „Ich habs: Man muss nur ein Katzenfell lange genug gegen einen Bernstein reiben, das erzeugt Elektrizität, und wenn wir ...“

Schnell brach die Schildkröte ihre Ausführungen ab, als sich der Schatten einer sehr wütenden Katze näherte. Die Muschel erkannte ihre Chance, auch mal etwas vorzuschlagen.

Muschel: „Warum bitten wir nicht eine Elster, für uns eine glimmende Zigarette zu stibitzen?“

Schmetterling: „Oder wir bündeln das Sonnenlicht mit einer Eisscholle, die wir aus einer exakt konkaven Pfütze geformt haben.“

Buchfink: „Ok, wir machen das mit der Elster. Plockspiepe!“

Wenige Tage später, an einem nebligen Herbsttag gingen die Tiergefährten ans Werk und nahmen ihre Position am Vulkan und in den Grotten darunter ein.

Der Biber hatte kurz zuvor den neuen Staudamm vollendet.

Der Buchfink hatte seine Ängste überwunden und eine Elster vom gemeinsamen Plan überzeugt.

Die Katze hatte so viele Muscheln wie möglich in der Grünen Stadt in Sicherheit gebracht. Nun lenkte sie Besucher ab, wenn diese gerade ihre Zigarette auf einem Stein ausgedrückt hatten. Im Hintergrund lauerte die Elster.

Schmetterling und Schildkröte standen links und rechts des Vulkans bereit, um den großen Plan zu koordinieren.

Schließlich, zum Einbruch der Dämmerung, gelang es der Elster, einen glimmenden Zigarettenstummel mit in die Lüfte zu nehmen und zum Vulkan zu bringen. Die Muschel zeigte der Elster die gut versteckte Lunte im Gewölbe unterhalb des Vulkans. Sie war sehr aufgeregt. Als das Zischen und der Geruch von schwelendem Feuer verrieten, dass der Zündfunke seinen Weg ins Innere angetreten hatte, wurde der Muschel mulmig. Was, wenn der Vulkanausbruch sie alle unter sich begraben würde, die Gefährten, die Pilze, die ganze Grüne Stadt?

Zuerst hörte sie nur ein Knistern über sich, das nach und nach zu einem Brodeln anwuchs. Selbst in der Grotte bemerkte man nun das rötlich-gelbe Flackern, das sich von der Spitze des Vulkans den Felsen hinunter ausbreitete. Die Muschel schloss ihre Schalen und wartete.

Nach einer Weile ebbte das Donnern ab. Die Muschel öffnete die Schalen wieder und sah sich um. Neben ihr saß die Katze.

Katze: „Das war der schönste Vulkanausbruch, den ich je gesehen habe. So bunt, so fantasievoll ... – Aber auch ein bisschen klein.“

Schmetterling: „Das reicht niemals, um die Sonne zu verdunkeln und das Klima zu verändern. Aber immerhin fängt es jetzt an zu regnen.“

Der Regen wurde sehr bald zu einem kräftigen Gewitter, welches das Wasser so stark anschwellen ließ, dass der Biber-Damm brach und sich die Wassermassen in die Grüne Stadt ergossen. Für den Moment schien die Grüne Stadt gerettet.

Einige Tage später trafen sich die Tiergefährten wieder, an einer weißen Säule in der Mitte der Grünen Stadt. Nur der Schmetterling fehlte – niemand wusste, wohin er geflogen war, vermutlich nicht einmal er selbst.

Schildkröte *(näselnd)***:** „Die Pilze haben mir berichtet, dass in etwas mehr als 100 Jahren tatsächlich ein berühmter Komponist ein Orgelstück aufführen wird, welches mir endlich mal nicht zu schnell ist. Ich mache mich auf nach Halberstadt, um mir dort rechtzeitig einen guten Platz zu sichern.“

Katze: „Ich gehe nach Dessau, um einen warmen Ofen für den Winter zu suchen, denn dort, so raunen die Pilze, wird bald Weltbewegendes passieren – noch revolutionärer als die Erfindung des Durchlauferhitzers. Dort wollen die größten Künstler und Architekten alsbald ein Musterdorf erbauen.“

Biber: „Ich habe eine Arbeitsstelle beim Bau des Mittellandkanals angenommen. Schiffe, die über Dämme fahren – ich glaube: Das ist die Zukunft!“

Buchfink: „Ich werde zu den Menschen fliegen, die in den Bergen arbeiten. Dort hört man noch auf die Warnungen von unsereinem. Ich werde ihnen verkünden, was auf dieser weißen Säule steht:

„WANDERER ACHTE NATUR UND KUNST UND SCHONE IHRE WERKE. Zick!
WANDERER ACHTE NATUR UND KUNST UND SCHONE IHRE WERKE.
Plockspiepe!“

Die Muschel aber schwieg. Nach langem Grübeln hatte sie sich entschlossen, die Grüne Stadt zu verlassen und sich vom nächsten Kettenschiff zum Meer bringen zu lassen, um dort ihre Salzwasser-Verwandten kennenzulernen.

Der Bootsmann, der die Muschel am Tag darauf auf der Kette fand, war hochgewachsen und blond, sein heller Bart lang und wild. Früher hatte er getreidelt, nun pulte er die Muscheln von der Kette, die das Schiff durch den Fluss zog mit einer Kraft wie hundert Mannen.

Bootsmann: „Ganz recht, ich war einst ein Treidelknecht, vor den Dampfmaschinen und den Ketten. Irgendwann war ich der König, König der Bomätscher, ich bin vorangegangen und habe den Takt vorgegeben, während wir die Schiffe mit unserer Muskelkraft flussaufwärts zogen. Wäre ich gestolpert, hätte es uns alle in den Fluss gezogen. Viele meiner Kameraden von damals holen nun tagtäglich das Erz aus dem Berg, das im Bauch der Schiffe hinter uns liegt; es ist eine gefährliche Arbeit. Hör zu, kleine Muschel, du kommst mir wie gerufen: Einer meiner Freunde von damals soll sich über diesen schönen Talisman freuen.“

Als das Schiff am Abend an Wörlitz vorbeifährt, denkt die Muschel ein letztes Mal an ihre Gefährten und an die vielen Muscheln, die sie zu dem Bach östlich der Grünen Stadt geführt hatte in der Hoffnung, etwas Großes zu erschaffen. Vielleicht würden sie ja doch irgendwann ein Berg.

„Mein richtiges Herz,
Das ist anderwärts, irgendwo
Im Muschelkalk.“

Bettina Fügemann

Finkenmanöver

[Querflöte: Vogelfänger-Motiv]

1. [Dröhnen]

Karl Friedrich Gropp wusste genau, warum er mit den anderen Jungen noch vor Sonnenaufgang auf den alten, verwaisten Steinklimp gestiegen war.

Sie alle stammten aus Benneckenstein, einem Flecken, der hoch oben im Harz lag und für seine Mühlen und Nagelschmieden berühmt war.

Die Jungengruppe hielt fest zusammen und kannte sich seit Kindertagen. Sie nannte sich nach den Buchfinken: Fringilla-Schar.

Ihr Anführer war Karl. Gleich danach kam Otto, immer Karl im Blick. Gustaf schnitzte Hornschmuck und folgte ihnen wie ein Schatten. Ernst war spindeldürr, aß für zwei und seine Vorliebe galt den Mädchen der Mittelschule. Georg, der Sohn des Nagelschmiedes, fing Schmetterlinge, die er unter dem Mikroskop vermaß, präparierte und in seine Sammlung aufnahm. Paul war der Finkennarr unter den Fringillas. Seine Leidenschaft teilte er mit Louis, einem Schmalgesicht aus der Unterstadt.

Immer wenn sie sich trafen, legten sie die vom Herzen kommenden Hände aufeinander und begrüßten sich mit der Losung: *(alle)*

„Gut Pfad. Gut Fang.“

Eine halbe Stunde später taten sie so, als würden sie miteinander kämpfen, dabei quasselten sie ein Finkendurcheinander und lachten:

Lars: „Buchfink“
Clemens: „Findevogel“
Bettina: „Vogelfinder“
Lars: „Fängervogel“
Clemens: „Fliegefink“
Bettina: „Finkenflügel“
Lars: „Finkenvogel“
Clemens: „Vogeldodel“
Bettina: „Jodelvogel“
Lars: „Finkenjodel“
Clemens: „Finkenfluch“
Alle: „Vogel – huch!“

Es dauerte eine Weile, bis sie sich beruhigten. Dann schlug Karl mit dem Stock drei Mal an einen Baumstamm und seine Kameraden wurden still.

L: „Bevor wir uns dem Vogelfangen zuwenden, erinnern wir uns an die Tugenden der Fringillas.“

L: „Fringillas sind treu.“

C: „Fringillas sind hilfsbereit.“

L: „Fringillas sind tierlieb.“

C: „Fringillas sind munter und vergnügt.“

L: „Fringillas gehorchen ohne Widerrede.“

Und zusammen sagten sie in aufrechter Haltung:

„Die Ehre eines Fringillas ist unerschütterlich.“

Bereits zu Lichtmess fieberten sie dem wichtigsten Tag im Jahr entgegen: dem Finkenmanöver am Pfingstmontag – dem Wettstreit der Buchfinken um den besten Gesang.

Während Karl darüber nachdachte, wo er Arbeit finden würde, brachte der Morgen Regen. Windstöße johlten über Schonung und Tannwald. Und ein Heulen und Tosen brach an, das sie bange machte. An diesem Morgen ergab es keinen Sinn, dass die Jungen Fallen stellten, sie auf den Bäumen befestigten oder Schlagnetze aufspannten. Das nächste Mal würden sie sich mit Leimruten ausrüsten und sie zuvor mit einer Klebemasse aus Leinöl und Harz bestreichen. Die Buchfinken kannten die Schlichen der Vogelfänger und waren klug genug, es ihnen schwerzumachen. So stob die Jungenschar in alle Winde und wollte es am Tag darauf noch einmal versuchen. Unter ihnen erwachte der Ort. Lichter blinkten aus den Häusern und Rauchfäden hingen über den Giebeln.

[Vogelpfeife 4 x]

Inzwischen war Karl ins Tal hinabgestiegen und lauschte an einer Hütte, ob sich darin etwas regte. Er war ein magerer Kerl und obwohl in seinem Gesicht ein Bart spross, hielt man ihn für einen Schuljungen. Marie hörte seine Schritte, ein Klopfen und ein Pfeifen, so zart und klagend wie ein Flötenton. Sie öffnete die Tür einen Spaltbreit und blinzelte hinaus. Ihre Mundwinkel zuckten, sie nestelte an ihrem Haarknoten und zog das Tuch fester um sich.

L: „Es ist so weit. Ich muss fort“, sagte Karl und vergrub die Hände in seinen Taschen.

C: „Dann ist es wohl so. Ich weiß, du musst Arbeit finden. Dein Vater kann keinen Groschen mehr verdienen. Schlag dir die Schule aus dem Kopf“, sagte Marie und strich die Regentropfen aus seinem Haar.

L: „Ich gehe ins Bergwerk nach Goslar. Beim Bruder meines Vaters nehme ich Quartier“, flüsterte Karl und spielte mit seinem Talisman, einer Muschel, die sein Vater ihm geschenkt hatte. Er trug sie an einem Lederriemchen um den Hals und war von ihrer Schutzwirkung überzeugt.

C: „Vergiss nicht, ich warte auf dich. Nun geh. Sonst hört dich die Mutter noch.“

Karl betrachtete Marie und seine Augen glänzten beim Anblick des Mädchens. Es lag etwas Eigenes in ihrem Gesicht mit den noch kindlichen Wangen. Aus dem Inne-

ren des Hauses schepperte ein Eimer und ein Fink ließ seinen Morgengruß hören. Marie schloss die Tür. Karls Vater hatte über fünfzig Jahre in der Schmelzhütte Sorge-Voigtsfelde gearbeitet. Nun, da er alt war, erschütterte sein Husten das Haus. Und sein Röcheln zerriss ihm Hals und Lunge. Wenn er ausspie, nahm die Erde die Farbe des Klatschmohns an, der im Sommer vor den Fenstern blühte. Karls älterer Bruder war in der Grube geblieben und von Gestein erschlagen worden. Auch deshalb hatte der Vater ihm die Arbeit im Schacht verboten. Doch, wenn Karl und seine Eltern nicht verhungern wollten, musste er in den Rammelsberg.

[Maschinengeräusch, L und C mit Grubenlampen]

2. [Dröhnen]

Karl umklammerte beim Hinabfahren den Vogelkäfig mit einem Finken darin. Der Holzkäfig war so klein, dass sich der Vogel kaum rühren konnte. Karl nahm das Geräusch des Einhakens der Anker wahr und atmete auf. Er glaubte, er wäre eine Ewigkeit hinab gefahren, doch in Wahrheit waren es nur Minuten. Karl trug eine Mooskappe und eine Grubenlampe, die wie ein Frosch aussah. Der Förderkorb, der die Leute nach unten brachte, ruckte und hielt auf einer Sohle an. In hundertfünfzig Meter Tiefe, überkam Karl ein Gefühl der Enge, das von dem Dröhnen der Hämmer und dem Quietschen der Hunten noch verstärkt wurde. Der Vater hatte der Arbeit in der Grube nur unter der Bedingung zugestimmt, dass Karl unter Tage den Finken bei sich trug. Denn er wusste, dass der seinen Jungen warnen würde.

Wie Gespenster glitten die Bergleute in die Tiefe, in der die Grubenlampen flackerten. Karl schlug auf den Fels, sodass es zu einem Einschnitt in die Firste kam. Über ihm knirschte und rumorte es. Die Firste brach und die Decke stürzte hinab. Er schob sich nach vorn und schrie.

Mit einem Male kroch eine Schwüle heran, die die Arbeiter müde machte. Noch bevor sie die Strecke mit Hölzern sichern konnten, klang ein „Trüb. Trüb.“ vom Stollen unter ihnen hinauf. Dort hatten sie die Kästen mit ihren Sachen und Karl den Vogelkäfig zurückgelassen.

[Vogelpfeife 4 x]

L: „Der Regenruf des Finken. Es gibt böse Wetter“, schrie der Huntstößer und drückte sich durch den Felsspalt. „Beeilung. Sputet euch. Macht schon. Sonst ist es vorbei.“

Karl rannte gebückt durch den Stollen und kletterte eine Leiter hinab. Geröll stürzte zu Boden. Immer wieder blieb er stecken, weil ihm Steine den Weg versperrten.

Karl wurde übel, er spuckte aus. Gase betäubten ihn. Er strauchelte und stürzte. Bis ihn Arme hochrissen und zum Förderkorb stießen, der ihn aufnahm, zuschlug und nach oben gezogen wurde.

Und der Warnruf des Finken wurde leiser und schwächer.

[Musik – Fink, traurig – leiser und leiser]

3. [Dröhnen]

Am Pfingstmontag 1915, als das Finkenmanöver auf dem Vogelherd bei Bennecken-

stein in vollem Gange war, erreichte die Fringilla-Schar der Einberufungsbefehl.

Schon einen Tag später fanden sich die Burschen in der Mudra-Kaserne in der Magdeburger Turmschanzenstraße wieder. Hinter den Mauern der Kaserne wurden aus Finkern, Vogelfängern und Fallenstellern Soldaten. Die Grundausbildung dauerte vier Wochen, in denen die Rekruten marschieren und schießen lernten. Während zu Hause der Lauf der Jahreszeiten inmitten von Wäldern ihr Rhythmus war, wurden ihnen nun militärische Denkweisen eingebläut.

[Marschieren – Geräusch]

L: „Bis hin zum Tod – für unser Vaterland“, brüllte der Leutnant über den Exerzierplatz. „Auf unseren Kaiser ein dreifaches Hurra.“

Alle: „Hurra. Hurra. Hurra.“

Wieder klang die Stimme des Leutnants über den Platz:

L: „Lied“.

L und C: „Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands!
Heil, Kaiser, dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein!
Heil, Kaiser, dir!“

Dann salutierten die jungen Männer vor der Reichskriegsflagge. Und der preußische Adler auf weißem Grund blickte auf sie herab und schickte sie in den Krieg.

[Rattern und Pfeifen einer Eisenbahn, Blick nach vorn]

Ende des Sommers galten die Grenadiere aus Benneckenstein als vermisst. Am Nikolaustag wurden sie für tot erklärt. --- Bis auf einen.

In Benneckenstein verkündete der Pfarrer der Kirchengemeinde St. Laurentius zum Weihnachtsfest die Namen der Gefallenen:

L: „Otto, Gustaf, Ernst, Georg, Paul, Louis – Sechs junge Fringillas sind tot – gefallen für Deutschland. Gefallen für unser Vaterland.“

[Musik, traurig]

4. [Dröhnen]

Der Sturm bäumte sich auf und trieb Marie Schneekörner ins Gesicht. Bald waren die Wiesen weiß und der Weg zur Mühle zu beiden Seiten eingeschneit. Alle paar Schritte blieb Marie stehen und wischte sich die Augen. Sie dachte an Karl, von dem sie nicht wusste, ob er noch lebte. Doch seit einigen Nächten hatte Marie immer wieder den gleichen Traum: Sechs Finken saßen auf einer Stange, nur der Platz in der Mitte war frei. Sie hörte das Schlagen der Finken, das lauter und lauter wurde, bis es wie ein Schmerzensruf klang.

Und Marie schrie:

C: „Wo ist der siebte? Wo ist Karl?“

Vielleicht waren es Hungerträume, die sie nicht schlafen ließen. Anderntags noch vor Morgengrauen nahm Marie allen Mut zusammen und ging in Richtung Rappbode zur Mühle. Marie drückte die Tür auf und trat ein. Der Müller hob den Kopf, so als wüsste er, dass sie kommen würde. Und sein Blick glitt über ihren Körper.

L: „Nun bist du hier, du Finkenbraut. Kommst betteln. Und kannst den Karl nicht vergessen, der zerfetzt in Frankreichs Gräben liegt. Für Kaiser, Gott und Vaterland.“

Der Müller, schob die Unterlippe hervor und wischte sich übers Gesicht, das vom Mehlstaub gepudert war. Dabei wippte sein Bauch unter der Schürze auf und nieder.

Marie wandte sich zur Tür, griff auf die Klinke und sah ihn an.

C: „Was bist du für ein Geizhals. Die Menschen hungern und du sitzt auf deinem Korn.“

L: „Du weißt, wie du satt wirst, Finkin. Wenn du mit mir das Bett teilst, ist es mit Sorge und Elend vorbei. Schlag ein. Ich warne dich. Sonst hol ich mir, was ich will. Überleg es dir gut“, sagte er, zog Marie an sich und fasste sie um die Taille.

L: „Du wärst mit einem Male reich. Also überleg es dir.“

Er bog das Mädchen zurück und beäugte es eine Zeitlang. Ehe er sich versah, stieß Marie ihn mit dem Ellenbogen so in den Leib, dass er stöhnte.

5. [Dröhnen]

Längst war der Schnee geschmolzen. Aus den mit Bärwurz bewachsenen Wiesen tupften die Margeriten und das Goldgelb der Trollblumen. Und in den Bäumen brüteten die Finken in ihren Nestern die rotgesprenkelten Eier aus. Marie schlenderte über die Wiesen und schlug jenseits des Waldes den Alten Postweg nach Rothesütte ein. An der Stelle, an der sie Karl das letzte Mal gesehen hatte, blieb sie stehen und blinzelte in den Morgen. Die Sonne brach über den Wäldern hervor und der Wind fegte den Nebel beiseite. Eine Mädchengruppe kam ihr entgegen. Sie alle waren wie Marie gekleidet und für das Frühlingsfest mit dem Finkenmanöver bereit. Jede trug ein Seidentüchlein um die Schultern, den Sonntagsrock, darüber die Schürze aus Leinen, die mit Spitzen besetzt und mit Ornamenten bestickt war. Wie einst die Jungen legten sie die vom Herzen kommenden Hände aufeinander, während sie den Finkengruß sprachen:

Alle *(singend)*: „Buchfinken
Findevogel
Vogelfinde
Finkenbuch
Finken such
Finkenruch
Vogelfink
Finkenvogel
Vogeldodel

Jodelvogel
Finkenjodel
Finkenfluch
Vogel – huch!“

Sie kicherten und neckten einander.

L: „Wir müssen uns beeilen. Nach dem Finkenwettstreit sollen wir die Vögel der Fringillas erkennen“, sagte Elisabeth und strich die Falten an ihrem Rock glatt.

C: „Die Frage für uns Mädchen lautet: Welcher Fink gehört zu welchem Finker?“, fügte Grete hinzu.

Elisabeth hakte sich bei Marie unter und ging mit ihr ein Stück voraus.

L: „Hast du etwas von Karl gehört? Ob Karl den Krieg wohl überlebt hat?“

C: „Nachts ist er mir so nah. Ich denke dann, dass ich seinen Atem höre. – Er muss zurückkommen. Er hat es mir versprochen. Eli, der Krieg ist doch vorbei“, sagte Marie und zupfte an ihrem Tuch. „Ich träume noch immer diesen Traum. Heute Nacht hörte ich ein Pfeifen, so zart und klagend wie ein Flötenton.“

L: „Das hat was zu bedeuten“, wisperte Eli und beugte sich zu Marie.

Inzwischen hatten sie den Vogelherd erreicht. Rund um den Tanzplatz waren Tische und Stühle aufgestellt. In ihren Sonntagsanzügen blickten die Männer hinter den Bierhumpen hervor. Und die Weiber in ihren Festtrachten schnitten den Pfingstkuchen und stellten die Mostkrüge aufs Tablett.

L: „Da kommt der Müller, der sein Mühlrad vergisst, wenn er dich sieht. Will er nicht was von dir?“, fragte Eli Marie.

Und Grete mischte sich ein.

C: „Die Marie brauchst du nicht zu fragen. Die will ihren Karl und sonst keinen.“

L: „Der Dicke holt dich zum Tanz. Bestimmt“, sagte Eli. „Komm. Wir verstecken uns bei den Finkern. Sie verteilen die Finkenkäfige auf der Wiese. Unter den vielen Gaffern wird dich der Müller nicht finden.“

Seit Jahrhunderten wurde in Benneckenstein am zweiten Pfingsttag das Finkenmanöver ausgetragen: Der Wettstreit der Finker, um den schönsten Gesang eines Finkens. Weit auseinander standen die Käfige, die jeweils mit einem Leinentuch verhüllt waren.

Der Preisrichter läutete mit einer Glocke und verkündete:

L: „Die Beurteilung des Finkenschlages unterliegt folgenden Kriterien: dem Wohlklang der Stimme, dem Ebenmaß der Silben und der Reinheit des Ausdrucks.

Jeder Fink erhält fünf Minuten Vortragszeit.- Das Finkenmanöver ist eröffnet.“

Noch schüchtern der eine. Schon mutiger der andere Vogel.

[Vogelpfeife 4 x]

Der Sängerwettstreit lief auf Hochtouren. Die Kampfrichter spitzten die Ohren.

Marie, Elisabeth und Grete waren mucksmäuschenstill. Die Finken schmetterten

unter den Leinentüchern ihr Lied, ja versuchten den anderen, den sie nicht sahen, zu übertönen. Schlag auf Schlag.

L: „Ein Gezirp und Tirilieren.“

C: „Ein Zirpen und Zwitschern.“

L: „Ein Singen und Schlagen.“

C: „Ein Piepen und Schmettern.“

Da hörte ein Fink auf zu singen. Da wurde ein anderer still. Ein dritter verstummte.

Manche Finken schieden aus. Sie sangen nicht mehr. Die Besitzer der Verstummten, trugen ihre Käfige aus dem Kreis. Einer nach dem anderen musste den Platz verlassen. Immer heftiger entbrannte der Kampf. Noch wenige Rivalen sangen um die Wette. Dichter und dichter wurden die Vogelkäfige zusammengerückt. Käfig an Käfig.

Marie lauschte und blinzelte, wie es ihre Art war, wenn sie sich anstrengte. Stand nicht jemand hinter dem Haselstrauch, der wie Karl aussah? - Nein. Das konnte nicht sein. Dieser war größer. Oder?

Jedoch - genau wie Karl, hatte er eine Angewohnheit: Er spielte mit einer Muschel an einem Lederriemchen, das er um den Hals trug.

Unterdessen kämpften nur noch wenige Finken um den Sieg.

Elisabeth wisperte:

L: „Der eine singt „en Putzebart“ und der andere „en Rollreiter“.

C: „Und en kleinen Patteram und en Jeckelreiter“, sagte Grete leise, „und de Plockspiepe“.

Die Preisrichter beurteilten und benoteten jeden Finken nach seinem Gesang.

[Alle schwatzen miteinander]

L: „Ruhe. Ruhe. Die Vögel werden sonst gestört“, mahnte der Kampfrichter. „Achtung. Aufgepasst. Zwei Finken kämpfen nun miteinander. Es geht ins Finale.“

[Vogelpfeife 4 x]

Die Finkenrichter bewerteten die Gesänge.

L: „Dieser singt reiner, `pinkt´ aber nicht ab.“

C: „Der eine macht größere Pausen.“

L: „Der andere singt in ein und demselben Tempo einen Weizaptier nach dem anderen. Das ist gut.“

C: „Der soll der Gewinner sein.“

L: „Der ist der Beste – Er ist der Sieger des Finkenwettstreits. Er ist der Finkenkönig von Benneckenstein.“

6. [Dröhnen]

Nun waren die Mädchen an der Reihe. Sie schritten den Kreis der Käfige ab, unter ihnen Elisabeth, Grete und Marie.

Einmal, zweimal, dreimal.

Alle *(traurig)*: „Findevogel
Vogelfinde
Totentuch
Finken such
Finkenruch
Vogelfink
Finkenvogel
Vogelnot
Buchfinks Toooood.“

Dann traten die Mädchen zu den Käfigen und sagten:

L: „Dieser Vogel singt nicht mehr - und gehört zur Familie von Otto, der den Karl so verehrte.“

C: „Jener Fink muss zum Bruder von Gustaf getragen werden, der aus Hirschhorn Schmuckwerk schnitzte.“

L: „Dieser Fink bringt keinen Ton heraus und gehörte Ernst, der für zwei aß und den Mädchen der Mittelschule nachstellte.“

C: „Jenen Vogel besaß der Schmetterlingssammler Georg, der der Sohn vom Nagelschmied war.“

L: „Dem Finkennarr Paul ordnen wir diesen Finken zu, der verstummt ist und zu seiner Schwester gebracht werden muss.“

C: „Jener Fink schweigt und muss zur Mutter von Louis zurück, dem Schmalgesicht aus der Unterstadt.“

L: „Nun fehlt nur noch ein Fink, dann ist die Fringilla-Schar vollzählig.“

Elisabeth legte Marie den Arm um die Schulter und sagte:

C: „Der Fink in deinem Käfig singt so klar wie die Waldvögel an diesem Sommertag.“

Dann fassten sich die Mädchen an den Händen, summten leise und umrundeten die Käfige wieder und wieder. Am Ende hoben sie die Käfige der sechs toten Fringillas auf und brachten sie zu den Müttern und Vätern, Schwestern und Brüdern der Toten. Nur Marie blieb zwischen den Trollblumen zurück. Sie zupfte eine davon, löste nach und nach die Blütenblätter und flüsterte:

C: „Er liebt mich…er liebt mich nicht…er liebt mich…er liebt mich nicht…er liebt mich.“

B *(2 x gesungen)*: „Maikäfer flieg…der Karl, der ist im Krieg. Der Karl, der ist im Franzenland. Franzenland ist abgebrannt. Maikäfer flieg.“

Marie nickte, legte den Kopf auf den Finkenkäfig und ihre Augenlider wurden schwer. Wieder träumte sie den Traum, den sie kannte. Doch diesmal sah sie einen Finken allein in der Mitte einer Stange sitzen, der ihr ein Liebeslied sang.

Davon erwachte sie.

Aus dem Käfig stiegen unter ihrer Berührung ein Klopfen und ein Pfeifen auf, so

zart und klagend wie ein Flötenton, eine Vibration, die nur Marie spüren konnte. Ein Schatten schob sich vors Licht und ein Schnaufen machte der Träumerei ein Ende. Breitbeinig stand der Müller vor ihr, die Hände in den Leib gestemmt.

Sie schaute zu ihm auf, wartete einen Augenblick und sagte, indem sie über das Tuch des Käfigs strich:

C: „Sieh nur. Ich habe endlich gefunden, was ich gesucht habe. Es ist der Fink von Karl."

L: „Und ich habe dich gefunden. Hast dich wohl versteckt vor mir?"

C: „Nun weiß ich, dass Karl lebt und zurückkommt. – Bald."

L: „Mädchen, mach dir nichts vor. Nimm mich. Sonst bleibst du eine alte Jungfer."

Marie erhob sich, fasste den Käfig, ging davon und blickte sich nicht um. Dieser Mann hatte nichts mit ihr zu tun und jagte ihr keine Angst mehr ein. Mit einem Male verstand sie, dass Karl in diesem Vogel wiedergekehrt und nah bei ihr war.

Drüben unter den Kronen der Sommerlinden formierte sich der Chor der Spinnstuben-Frauen, der nach der Siegerehrung des Finkenkönigs singen würde.

[Musik – „Der Vogelfänger bin ich ja" - Arie des Vogelfängers Papageno aus der Oper „Die Zauberflöte" von Wolfgang Amadeus Mozart – Motiv]

Die]VER[-Wandlung • Maria Lichtmess trifft Walter Bauhaus •

Herbert Beesten

L. - Eine Konstruktion über das Leben eines Magdeburger Bauhausjüngers

Szene 1: Einstieg mit Video eines „UNESCO-Kommissionsmitgliedes“

Kommissionsmitglied: So, nachdem scheinbar nun alle ihre technischen Probleme gelöst haben, würde ich gern anfangen… Gut. Ja… Schön.

Also, wir hatten ja die Akten herumgeschickt und ich hoffe Sie alle hatten Zeit, sich einzuarbeiten. Ich würde kurz den Sachverhalt erläutern und dann können wir unsere Diskussion beginnen und am Ende hoffentlich eine Entscheidung fällen.

Ich sehe nickende Gesichter. Sehr gut. Dann beginne ich…

UNESCO „Bauhaus Hall of fame“. Wir haben mit einer Jury eine Vorauswahl getroffen. Wir können uns sogar eine gewagte unkonventionelle Lösung vorstellen, die allerdings wegen der Persönlichkeitsrechte noch autorisiert werden muss, ich möchte Sie deshalb dringend bitten, alles streng vertraulich zu behandeln, nichts darf diese Runde verlassen, bis das definitiv geklärt und offiziell ist.

Szene 2: Brief und Telefonat

Überblendung, L. sitzt an einem Tisch mit vielen Unterlagen, Computer, Akten, Handy, alleine, technische Geräte, Raum ist dunkel, er kramt in den Unterlagen, nimmt einen Brief, zögernd, liest ihn leise, manchmal laut …

Sehr geehrte Frau D.,

…mein Name ist Till Kasisch, ich hoffe Sie erinnern sich an mich. Sie haben länger nichts von mir gehört … dass ich nach dem Abschluss meiner Recherchen über Ihren L. …. hat so viel interessante Facetten … mich beeindruckt …

Im Rahmen des UNESCO-Kultur-Erbes „Bauhaus“ sollen Persönlichkeiten in einer „Bauhaus Hall of Fame“ geehrt werden, die in der Architektur den Bauhausgedanken fortgeführt und entwickelt haben…

…das Gremium zieht in Erwägung, eine Person auszuwählen, die noch nicht so bekannt ist, aber gerade im Tagesgeschäft der Architektur die Bauhausphilosophie mit Leidenschaft erfolgreich umgesetzt hat…

…ich bin von der Kommission gebeten worden, einen Vorschlag zu machen. Ich habe dabei gleich an L. denken müssen und dazu ein Exposé eingereicht.

…ist dafür erforderlich, dass Sie die Inhalte auch autorisieren müssen…. Deshalb bitte zeitnah freigeben.

…mit freundlichen Grüßen Till Kasisch… E-Mail… Telefon…

Erste Reaktion von Frau D.: verdutzt, liest ein, zwei Stellen des Briefes noch einmal, sinniert, kramt in der Akte, schüttelt den Kopf, überlegt, atmet schwer, blickt umher… ihr Blick fällt auf ihr Handy, sie greift spontan das Handy, sucht in den Unterlagen eine Telefonnummer, die sie ins Handy eingibt, der Ruf geht raus, Gesprächspausen mit Nicken, Kopfschütteln, ja, ja,… wenn die fiktive, nicht zu hörende Gegenstimme spricht.

- Hallo, hier Frau D., spreche ich mit Herrn Dr. Kasisch?
- Ja, entschuldigen Sie die späte Störung. Können Sie gerade sprechen?
- Ja, Frau D., … genau, habe es gerade erst… ja, hab ich gelesen… kommt ja etwas überraschend.
- Doch, doch, das ist ja erstmal schön. Im ersten Moment dachte ich, da würde sich jemand einen Scherz erlauben. Aber ich erkenne jetzt Ihre Stimme, … ist also ernst gemeint?
- Muss ich denn noch mehr machen, als…
- Nein, keine Presse, … das müssten Sie machen.
- Bis wann…? Das schaffe ich nicht, ich habe ja noch das Architekturbüro, … das sind ja… ungefähr 200 Seiten … ?
- Was, 324!
- Inhaltsverzeichnis? … ja? Okay! Dann nehme ich das als Leitfaden. Haben Sie denn alles festgehalten, was ich gesagt habe? Einiges war ja eher privat.
- Ja, schau ich mir an. Ist denn auch der Kombinatsdirektor dabei?
- Mhmmm… hab ich mir schon gedacht… ja, ja, so ist er…
- … Ach so, ja klar, … und für meine Arbeit?
- Nichts, nein… jetzt bin ich mir sicher, dass es kein Scherz ist.
- Renommee…?! Für unser Büro? Dafür kann man sich ja erstmal nichts kaufen.
- Ja, klar, … ich meinte ja bloß… Ja, mache ich!
- … Ihnen auch,… und danke, dass Sie an uns gedacht haben…

Sie legt das Handy weg, ist still, denkt nach, nestelt an den Unterlagen, nimmt sich dann den Computer, spielt daran herum, sie findet die Rocky-Rede im Computer, die sie abspielt, parallel auch auf der Projektion zu sehen, möglicherweise auch Start und Ende mit dem Video, dann auch live auf der Bühne.

Szene 3: „Rocky-Rede“

Musikeinspielung Vangelis - Conquest of Paradise

Der „Bruder“ von L. tritt auf mit dunklen Hoodi, weißen Bandagen an den Händen, Handtuch um die Schulter in Boxerpose, Schattenboxen,… die Musik läuft schon.

Aufrüttelnde Rede des Boxers H. an L., seinen Bruder und Architekten, der sich in einer persönlichen Krise befindet ...

So… bist du bereit,… ja, nimm ruhig auf, was dir dein Bruder zu sagen hat, dann kannst du dir das Video später ansehen, falls es dir wieder dreckig gehen sollte.

Wir beide sind Boxer, ich im Ring, und du da draußen im Leben. Du hast dich durch deine Maurerlehre und das Abitur geboxt. Der Polier, ja, der hat dich getriezt und deine Armeezeit war voller Schikanen. Aber du hast das ertragen, weil du studieren wolltest und hast nicht mit dem Finger auf andere gezeigt, um ihnen die Schuld zuzuschieben. Nein! Du gingst deinen Weg und ich will nie wieder diesen Quatsch von dir hören, dass es daran gelegen hat, dass unser Vater in der Partei war!

Entwerfen und Bauen, das war dein Ding! Du branntest lichterloh, studiertest du doch in den ehemaligen heiligen Weimarer Bauhaushallen und hattest – Zack, Zack! – deinen Architektenschein im Sack. Gropius hatte den nicht. Also verkriech dich jetzt nicht!

Ja, lass diese Musik ruhig weiterlaufen! Wenn du sie hörst, denk immer an den Oktober ’76: Konnte dich da irgendetwas, irgendjemand trotz aller Gemeinheiten aus dem Ring werfen? Nein! Du warst dabei, beim ersten Bauhaus-Kolloquium der Deutschen Demokratischen Republik, mit deinem Boxerherzen!

Aber es ging dir nie um Politik, immer nur um die Menschen, die in den Gebäuden leben und arbeiten.

Du hattest die Courage, freiwillig nach Magdeburg zu gehen, zu diesem riesigen Wohnungsbauprojekt. Warum? Ja, weil du was reißen wolltest!

Du hattest immer deinen Plan, deinen verdammten Dickschädel, nur einmal nicht, da musstest du von deinem Plan abweichen, hast aber so deine Frau und dein privates Glück gefunden.

Deinen Doktor hast du im Infight errungen, der einzige Doktor in unserer ganzen Sippe überhaupt! „Schöner Wohnen im WBS-70“, ja, so haben wir über deine Vision gelacht. Aber du meintest es ernst, trotz der politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten.

Wenn du weißt, was du wert bist, dann geh hin und hol es dir, aber nur wenn du bereit bist, auch die Schläge einzustecken.

Du und deine Frau, ihr wurdet dann doch von zu vielen Schlägen auf die Bretter geschickt. Ihr kamt nicht mehr klar, Mitte der 80er-Jahre mit dem Schattenboxen. Ihr musstet das Handtuch werfen – die einzige Bewegung, die euch noch möglich war – nach Diskussionen, Zweifeln, Verhören, Fluchtversuch. Dann die Ausreise.

„Er war unser Bester!“ Das sagen noch heute die damals Zurückgelassenen über dich!

Du bist ein Kämpfer wie ich. Wir Boxer müssen immer wieder aufstehen! Deine nächste Runde in Gütersloh, kleinbürgerliche Architektur im Angestelltenverhältnis. Nein, das war nicht deine Schwergewichtsklasse.

Nach der Wende, dein Comeback im heimischen Ring. Da hast du ausgeteilt. Mit der dir eigenen Genauigkeit saß jeder Treffer und du hast in der Selbstständigkeit deine Bauhausvisionen platziert. Weißt du, alle, alle haben dich für deinen Mut zum Wandel bewundert.

Ich weiß, ich hätte es dir auch mehr zeigen müssen. Weißt du, Bruderherz, dass ich zu dir aufschaue? Dass du mein Vorbild bist?

Es ging weiter: Du, zuständig für den Baukörper und die Fassade, deine Frau für Funktion und Zuschnitt. Ihr wart das Dreamteam, habt auch die alten Plattenbauten, die du früher im monotonen Stil errichtet hast, endlich fröhlicher, bewohnbarer, ja: menschenfreundlicher gemacht.

Dann hat es dich zum ersten Mal so richtig erwischt. K.o., Knock-out! Aber die Fassade hielt und deine Frau zu dir.

D. stoppt den Vortrag von H. abrupt mit Zuklappen eines Notebooks.

Szene 4: Selbstgespräch von Frau D. an die Zuschauer

Stopp!

In Richtung Zuschauer direkt sprechen! Die Sätze laut, staccatohaft, auch als rhetorische Fragen. Musik leise im Hintergrund, sie sitzt am Tisch.

Auf einer Platte ist mit den Bauhausbauklötzen eine Art Fassade aufgebaut.

Sie müssen wissen: Wir haben jedes Gebäude so entworfen, als würden wir selbst darin wohnen oder arbeiten.

Er ging die Sache immer von außen an – also Fassade, Baukörper – und sprach mit den Bauherren.

Ich kam vom Inneren her, also Funktion, Zuschnitt und sprach meist mit den Bauherrinnen.

Dann haben L. und ich tatsächlich unser gemeinsames Haus geplant. Das funktionierte nicht so einfach.

Verstehen Sie? Verstehen Sie das?

Zwei unterschiedliche Herangehensweisen!

Pause

Da, wo ich ein Fenster wollte, passte es ihm nicht.

Er sah die strenge Symmetrie der Fassade seines Hausgesichtes gefährdet.

Gesicht? Sie sind doch auch meiner Meinung, dass Menschengesichter auch nicht genau symmetrisch sind, oder?

Ich wollte eine moderne, ergonomische Küche. Funktional, aber ohne seine Gropius-Durchreiche.

Er wollte Intimitäts-Versteck-Ecken, aber im Schlafzimmer sollten es bodentiefe Fenster sein.

Aber ich wollte dort keine Schaufenster. Das versteht sich doch von selbst, oder?

Pause

L. war selbst ein zurückgezogener Typ. Ich wusste ja von seiner schwierigen Vergangenheit, kurz nach dem Krieg geboren, seine Eltern in Traumata gefangen, Prügel, Existenz – und schon wieder Kriegsängste. Alles musste schnell vergessen werden, der Wiederaufbau lenkte ab.

„Aus den Steinen, die einem in den Weg gelegt werden, kann man Schönes bauen“, war sein Lieblingsspruch… übrigens von Goethe.

Wissen Sie, seine Fassaden waren Blendwerke, weil seine innere Symmetrie fehlte.

Ich habe es seine „Fassaden-Sucht“ genannt, als Abhängigkeit von äußerer Symmetrie, von vorzeigbaren Strukturen, um so über vieles hinwegzutäuschen.

Mit unserem eskalierenden Streit über das gemeinsame Haus bröckelte seine Fassade, sie war kein tragendes, sondern nur noch ein fragiles, vorgehangenes Element.

Wissen Sie, was er gemacht hat?

Pause

Seine Fassade eingerissen!

Die Bausteinfassade wird zerstört, die Bauklötze fliegen herum, exakt da startet das Video „Bauklotzfassade“.

Seine Innenräume, die bis dahin eng und grau waren, gestaltete er mit Farben, brachte Licht und Einsicht in alle Ecken und fühlte sich von Wunschfenstern nicht mehr fremdbestimmt.

Und Sie werden es nicht glauben! Da war die Harmonie zwischen seinem Innen und Außen da. Ich bekam übrigens mein Fenster genau an der gewünschten Stelle.

Und seine Bauhausfassadengesichter hatten ab da dieses Lächeln.

Szene 5

Ode an die Bauhausfassade

L. live alleine als „Fassadenverteidiger“ mit der Filmeinspielung „Ode an die Fassade – nur Musik“ mit Ton, dazu Sprechgesang im Rhythmus der Technomusik:

Funk-tio-na-le An-sicht ist Pflicht
Mi-ni-mal schlicht, das Haus-ge-sicht
Glas flu-tet das In-nen mit Licht
Ver-ti-ka-le Stein-kas-ka-de
Kub-isch rein, frei und ge-ra-de
so pu-ris tisch: die Fas-sa-de!

Sach-lich-keit ist wie Ehr-lich-keit
Die schlich-tes-te Wahr-heit: Klar-heit
Eck-fen-ster, Fen-ster, Tür, Fen-ster,

Eck-fen-ster. Da-rü-ber wie-der:
Ein Eck-fen-ster und Fen-ster-band,
Eck-fen-ster. Da-rüb-er: Flach-dach!

Aus Bau-glas und Stahl-be-ton pur,
For-men mit Li-ni-en-struk-tur,
Ar-chi-tek-turde-sign ge-konnt:
Das Schwarz und Weiß, das Grau be-lohnt
Frei-wil-lig gibt der Glas-vor-hang
den Trans-pa-ren-zen den Vor-rang.

Sach-lich-keit ist wie Ehr-lich-keit.
Die schlich-tes-te Wahr-heit: Klar-heit
Eck-fen-ster, Fen-ster, Tür, Fen-ster,
Eck-fen-ster. Da-rü-ber wie-der:
Ein Eck-fen-ster und Fen-ster-band,
Eck-fen-ster. Da-rü-ber wie-der:
Ein Eck-fen-ster und Fen-ster-band,
Eck-fen-ster. Da-rüb-er: Flach-dach!

Die Luft-bal-ken-Ar-chi-tek-tur,
ist die Bau-haus-fas-sa-de pur
Fu-tur und a-vant-ga-rdis-tisch,
mo-dern und mi-ni-ma-lis-tisch,
Fron-ten klar, mit vie-len Gra-den.
Das sind ge-ni-a-le Fas-sa-den!

Sach-lich-keit ist wie Ehr-lich-keit
Die schlich-tes-te Wahr-heit: Klar-heit
Eck-fen-ster, Fen-ster, Tür, Fen-ster,
Eck-fen-ster. Da-rü-ber wie-der:
Ein Eck-fen-ster und Fen-ster-band,
Eck-fen-ster. Da-rü-ber wie-der:
Ein Eck-fen-ster und Fen-ster-band,
Eck-fen-ster. Da-rü-ber wie-der:
Ein Eck-fen-ster und Fen-ster-band
Eck-fen-ster. Da-rüb-er: Flach-dach!

Szene 6

Interview

K. ist der Interviewer, die Frau könnte vom Video antworten, oder als präsente Nebenschauspielerin, jeweils seitlich an den Kopfseiten des Tisches.

K.: Schön, Frau D., dass wir einen Termin gefunden haben für das Interview. Sie waren ja lange Weggefährtin Ihres Mannes. Deswegen einige Fragen zu seinem Weg, den er eingeschlagen hat, oder besser sie zusammen eingeschlagen haben, schon zur DDR-Zeit. War Bauhaus damals denn schon ein Thema in der DDR?

Frau D.: Nein, anfangs gar nicht. Ende der 60er Jahre tobte in der DDR ja noch der der Formalismus- Streit in Abgrenzung zum sozialistischen Realismus. Da passte „Bauhaus“ überhaupt nicht und war bis Mitte der 70er Jahre auch an L.s Hochschule kein Thema, obwohl sie sich in den alten Bauhaus-Gebäuden in Weimar befand. Außerdem waren Mies van der Rohe und Gropius ja auch im Westen – also beim Klassenfeind – erfolgreich.

K.: …und wie kam L. dann trotzdem mit dem Bauhaus in Berührung?

Frau D.: L. hatte ja diese beiden tschechischen Kollegen, die durften ab und zu nach Prag und sind so an internationale Architekturzeitschriften aus dem Westen gekommen. Das Plakat „50 Jahre Bauhaus 1968“, hing noch jahrelang in unserem Schlafzimmer.

K.: Hat L. denn an diesen Bauhaus-Kolloquien teilgenommen?

Frau D.: Ja. Das muss ‘79 gewesen sein. Er hat mir davon erzählt, war aber total enttäuscht, weil da fast nur politisiert und der industrielle Wohnungsbau propagiert wurde. Da gab es ja schon den WBS-70.

K.: Den WBS-70?

Frau D.: Sie kommen wohl nicht aus der DDR, oder? „Wohnungsbauserie 70“, 5-, 6- oder 11-Geschosser, die Hälfte aller DDR-Plattenbauten. Ich habe damals in Berlin Bauingenieurwesen studiert, da haben wir uns auch dran abgearbeitet.

K.: Und wie ging es denn mit L.s Bauhausthema weiter?

Frau D.: Als Architekt war er begeistert, hat versucht in seiner Doktorarbeit den Bauhausgedanken durch die Hintertür einzuführen. Natürliches Licht war wichtig, er wollte mit neuen Bauteilen die Baukörper anders staffeln und auflockern. Das war die Zeit, wo wir uns kennengelernt haben.

K.: Darf ich fragen – unser Leser interessieren sich ja auch für die menschliche Seite – wie Sie sich kennengelernt haben, oder kannten Sie sich aus dem Studium?

Frau D.: Nein, Bauingenieure und Architekten waren in ganz anderen Bereichen unterwegs. Eigentlich war es durch eine „Plannichterfüllung“. ‘79 wurde ich nach Magdeburg abkommandiert, ins neue Plattenwerk nach Magdeburg Rothensee. Wir waren zwar beide im WBK, L. aber freiwillig.

K.: WBK?

Frau D.: Wohnungsbaukombinat! Ich war mit einer Freundin im „Grün-Rot“. Damals ein Weinstudio am Hasselbachplatz. Wir saßen an einem Tisch mit L. und einem Freund, kamen ins Gespräch, es wurde lustig. L. war gleich auf mich fixiert. Später habe ich erfahren, dass die beiden – wie Männer so sind – sich eigentlich auf ihr Beuteschema geeinigt hatten: L. sollte immer die mit dunkleren Haaren nehmen. Aber ich war damals richtig blond. Mehr Details möchte ich lieber nicht erzählen.

K.: Verstehe ich… und dann haben Sie zusammen das Thema Bauhaus verfolgt?

Frau D.: Zuerst war es nur L. Er hatte ja ‘79 beim Bauhaus-Kolloquium Kontakt mit den Witwen der ersten Bauhauslehrer Itten und Schlemmer gehabt, und dann noch mit älteren Architekten gesprochen, die in den 20er Jahren bei Gropius Studenten waren. Das war ja quasi Bauhaus-Ursuppe.

K.: Die hat L. dann im übertragenden Sinne mit Ihnen ausgelöffelt?

Frau D.: Er hätte am liebsten drin gebadet. Aber das war zur DDR-Zeit schwer. Wir hatten im Plattenwerk gerade eine kleine Serie von Sonderbauteilen, die eigentlich immer nach Berlin gingen. Den Tipp habe ich – was eigentlich verboten war – an L. weitergegeben und die konnte er dann „rein zufällig“ für ein Objekt in der Innenstadt abzweigen – wegen seiner Doktorarbeit – quasi als sein Experiment.

K.: Er war also experimentierfreudig?

Frau D: Das kann man sagen. Dieses Objekt hat er dann am Wochenende auf eigene Kosten und in seiner Freizeit innen mit bunten Farben gestrichen, nach der Tradition Carl Krayls aus den 30er Jahren! Verrückt!

„Bauhaus und Neues Bauen mit Farbe“, das war wichtig für ihn. Aber wen wundert’s, mit uns fing ja auch alles im „Grün-Rot“ an.

Szene 7

Farbspiel – Synästhesie

Eine lautmalerische Performance. Farbwechsel mit Projektor, Video „Farbspiel“ mit Ton ablaufen lassen, dadaistisch vortragen.

- ***Rot wirkt quadratisch!***

  Klee ist für grün?

  Rot ist rund.

- ***Rot wird Materie.***

  Blau wirkt konzentrisch.

  Zwischen dem roten Quadrat…

- ***…und dem gelben Dreieck…***

  …das orangefarbene Trapez!

  Ist Grün sekundär?

- ***Blau erweckt Gefühl.***

Hörst du das Gelb?

Kreis zum roten Quadrat!

- ***Ellipse: wie Violett!***

Kandinsky ist für Gelb?

Quadrat: ein roter Kubus!

- ***Kreis entspricht blauer Kugel.***

Gelb ist exzentrisch!

Schmeckt rot nach Erdbeere?

- ***Blau ist tief und dunkel…***

…schmeckt nach Heidelbeere.

Außen Quadrat,

- ***innen Biedermeier?***

Bauhaustapeten trompeten,

Kandinsky liniert pikiert.

- ***Rot, blau,***

gelb, schwarz,

weiß, grau,

- ***basta!!!***

Quadrat: Ruhe.

Tod: Schwarz.

- ***Dunkel: Rot.***

Dreieck: Heftigkeit

Leben: Weiß!

- ***Kreis: Gleichmaß,***

unendlich, ruhig…

immer Blau!

- ***Was ist weiß?***

Was ist schwarz?

Sind das überhaupt Farben?

Was war mit Grün-Rot?

Szene 8

Prüfungssituation

Prüfungssituation, ein Professor stehend von oben herab (als Einspielung oder in einer kleinen Nebenrolle), der Prüfling L. sitzt, klein, manchmal eingeschüchtert, manchmal aber doch mutig.

Doktorvater von L.: Was haben sie zu Ihrer Verteidigung vorzutragen?

L.: Herr Professor. Wir brauchen ein variables System, das Möglichkeiten zur Realisierung vielfältiger Baukörperlösungen einschließt. Das scheint am ehesten geeignet zu sein, der vielfach kritisierten Erscheinungsweise unserer neuen industriellen Wohnbauten – ihrer Monotonie – mit Bauhaus- Ästhetik entgegenzuwirken.

Dr.: Unsere Einstellung zum Bauhaus erklärt sich aus der naheliegenden Bauhaus-Rezeption unserer Deutschen Demokratischen Republik, in der – getreu der wissenschaftstheoretischen Grundlage des historischen Materialismus – die Institution stets aus einer gesellschaftsutopischen Perspektive interpretiert und für Baufragen der Gegenwart genutzt wird. Ihre Auffassung von Bauhaus passt damit nicht zusammen!

L.: Doch, doch! Wie formulierte schon Gropius im Bauhausmanifest? Ich darf zitieren: „Bilden wir also eine neue Zunft der Handwerker ohne die klassentrennende Anmaßung, die eine hochmütige Mauer zwischen Handwerkern und Künstlern errichten wollte!“

Dr.: Wir halten es da lieber mit dem Nachfolger von Gropius, Hannes Meyer: Er propagierte die günstige Volkswohnung statt der Architektenvilla, er betrieb Interdisziplinarität statt Autokratie: „Volksbedarf statt Luxusbedarf“. Im Schulbetrieb setzte er auf „vertikale Brigaden“. Ein Kollektiv sei umso leistungsfähiger, je unterschiedlicher die Talente der Mitwirkenden seien, so Meyer.

L.: Meine Idee geht aus von der Entflechtung der gegenwärtigen Konfiguration der Struktureinheiten und beinhaltet den Versuch, die Gebäudestruktur mit gewissen Prioritäten für die vertikale Staffelung in ihren 3 Dimensionen zu differenzieren, was zur Folge hat, bestimmte Grundregeln der WBS-70 überschreiten zu müssen, ja sogar im Sinne der Entwicklung einer neuen Serie, vielleicht ein WBS-80?

Dr.: Dann sehen Sie das auch so, dass unser industrieller Wohnungsbau quasi eine Weiterentwicklung des Bauhausansatzes ist?

L.: Nicht ganz, Herr Professor! Was kann man vom Bauhaus lernen? Vom Bauhaus kann man lernen, dass man in der jeweils gegebenen Situation, also heute, innovativ sein muss! Vom Bauhaus lernen heißt also gerade nicht, das Bauhaus zu wiederholen. Lernen vom Bauhaus heißt vielmehr, darüber nachdenken, was heute nottut!

Dr.: Was nottut und was nicht, bestimmen nicht Sie. Das Politbüro des ZK der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands hat auf dem 8. Parteitag 1971 beschlossen, dass bis 1990 – also in 10 Jahren – das Wohnungsproblem mit dem WBS-70 gelöst wird, und zwar so, wie es jetzt –Stand 1980 – ist!

Szene 9

L.s Traum

Gespräch im Sanatorium, zwischen Frau D.und L., L. in einem Sessel mit Decke, Frau D. daneben – oder von einem Video, anfangs dämmrig, … L. schaut Frau D. nie an, ist in seiner Welt, mit Spiel mit den Händen, anfassen, loslassen, wieder suchen, Musik „Trauer“ im Hintergrund.

Frau D. regulär*, L. kursiv und eingerückt.*

… Hey, ich bin da, hörst du mich, … bist du wach? Wie geht es dir heute?

Hmmm.

Hier … fühlst du meine Hand. Wie war die Nacht? Der Schwester meinte, du wärst unruhig gewesen, was war denn los? *(die Hände finden sich)*

Hmmm … Was hat der Arzt gesagt?

Nichts Neues, … nächste Woche erfahre ich mehr. Die tun hier alles für dich.

„… nichts Neues?“ Wieder warten? Ich schaff das nicht.

Hast du noch starke Schmerzen? Ich sag gleich Bescheid. Was war denn heute Nacht mit dir, warum …

… Du musst nicht immer kommen, ist so anstrengend, für dich … für mich auch, nicht jeden Tag. (die Hände trennen sich)

Ich bleib nicht so lange, ein bisschen bin ich noch bei dir, ja? Ich bin gerne bei dir, auch wenn du schläfst.

… hab geträumt … ich war Lehrling, der Polier hat mich schikaniert, ich wollte nicht nur die Handlangerarbeit … ich wollte auch selber mauern! … Er hat sich lustig gemacht …, … auch als ich in der Pause auf dem Zementsack mit so einem verkohlten Holzstück gemalt habe … meine drei Teufel.

Hmm … was waren das für Teufel?

Die Kunst, … das Bauenwollen, und … wo ist deine Hand …

… Hier … und der dritte Teufel? *(die Hände finden sich)*

… Dann habe ich Häuser gezeichnet, ich will auch Baumeister werden, dem Polier mal zeigen, wo‘s lang geht, anders mauern…

… Aber das hast du. ..

… geträumt? Nee … Das war so echt … Diese riesige Mauer, hinter der sich ein Riese versteckt hat, … und ich wollte immer über die Mauer, alles sehen, was dahinter ist. Aber die war so glatt, so hoch, dahinter wurden Lieder gesungen, … habe versucht, ein Loch in die Mauer zu schlagen, aber das Grau war so hart. D., ich habe Angst!

Hey, … nicht so aufregen, es ist alles gut, es war nur ein Traum, mach die Augen auf, … wenn du möchtest, … schau mich an … *(Hände trennen sich)*

… dann hatte ich einen riesigen Zeichenstift, konnte ihn aber mit drei Fingern halten, habe auf dieser grauen Wand groß gezeichnet, Fenster und Türen. Dann hatte ich eine riesige Maurerkelle in der anderen Hand, die Wand wurde weich, so konnte ich sie verwandeln…

Verwandeln? Wie denn?

… Da wuchs da ein Balkon heraus, Fenster und Türen öffneten sich aus dieser weichen Masse. Ich habe die Wand angefasst, … stell dir vor, die wurde unter meinen Händen fest, steinhart, wie Beton, aber in Sekunden. Meinst du, das soll ich dem Polier morgen auch gleich erzählen, oder lacht er mich wieder aus?

Ja, sag es ihm, auch wenn er mit dem Kopf schüttelt und er das nicht glauben will, aber er muss es wissen, dass du es bist, der Maurerlehrling, der jetzt so etwas kann.

… Meinst du, er … er ist nicht mehr böse zu mir. Ich muss ihm sagen, dass die Wände weiß waren, die Fenster dieses schöne Grau hatten, … muss ihn fragen, wie man es macht, dass dieser schneeweiße Putz auch so weiß bleibt.

Und was war mit dem Riesen?

Dem Riesen? Ich wollte den Riesen auf die andere Seite der Mauer locken, zog ihn an den Beinen durch die Tür, hatte es fast geschafft, aber sein Kopf aus Beton war zu sperrig, so hatte ich nur seinen Körper, ohne Kopf. Kommst du mit? Er schimpft und schreit bestimmt.

Wer, der Riese?

Nein, der Polier! „Ach, unser Schlaumeier, immer große Pläne, aber zum Handlangen zu blöd“, schreit er immer, wenn ich was anders machen will. „Du hast Flausen im Kopf, das ist zu teuer, du musst an das Machbare denken, Junge! Versprichst du mir was?“

Ja, was denn?

Der Lehrling schafft es nicht mehr, zurückzukommen, … die Mauern gehorchen ihm nicht mehr. Nimmst du ihn an die Hand? (die Hände finden sich)

Ja, hier, versprochen ist versprochen.

Nimm mich mit in die Kirche. Das ist unsere große Kathedrale, … aber da ist alles kaputt, da ist kein Dach.

Lass mich los!

Ich muss mit meinen Händen das Dach formen, unsere Kirche schützen. Ich brauche ein Gerüst, eine Stütze, damit das Alte nicht zusammenbricht. Feuer wächst aus den Fenstern.

Wo ist Deine Hand!?

Hier!

Bring mich nach draußen. Da mauer ich dir einen langestreckten Quader, weiß, nicht zu hoch, soll sich ja an das alte Gemäuer ducken, dazwischen eine Lücke, etwas Stahl und viel Glas, … ein Plattenbau spiegelt sich darin.

WBS-70? *(Hände trennen sich, F. geht weg, Richtung einer fiktiven Tür)*

Ja! … Alles zusammen: Bauhaus, die Platte und Baumeistergotik.

Aber ich weiß immer noch nicht, wie man den weißen Putz so hinbekommt, dass er schneeweiß bleibt. Fragst du den Polier für mich? Bitte, bitte, frag ihn, mich lacht er wieder aus, schreit mich an: „Der Teufel soll dich holen!“.

Hey, dein Teufel war grad da! (Black)

Black und Umschaltung und Fokus auf Video – das Kommissionsmitglied kommt wieder ins Bild,

Szene 10

Kommissionsmitglied

Videoeinspielung

…Ich denke, wir sollten mit unserer Diskussion zum Ende kommen. …Ja? Bevor wir uns hier in Sentimentalitäten verlieren, hier fehlt doch das Stringente, ein klarer Lebensweg als Mensch und als Architekt. Was hat er denn wirklich an berühmten Objekten geschaffen? Dann diese politischen Zwischentöne, wir wollen hier nicht unnötig Staub aufwirbeln. Diese Geschichte ist mir einfach zu persönlich. Alles, was wir hier vorliegen hatten, muss auch weiterhin absolut vertraulich bleiben. Ich sehe schon die vielen Diskussionen, wenn wir diesen unbekannten Architekten küren. Journalisten, Architekturkritiker finden dann doch irgendwann eine architektonische Jugendsünde von L. Also, warum gerade den? Nein, lieber nicht. Ich denke, wir haben Erwartungen zu erfüllen. Wir sind uns also einig, dass wir als erste Architekturpersönlichkeit für die Bauhaus Hall of Fame Walter Gropius festlegen, oder?

(Pause – Ruhe im ZOOM-Rund)

Ich höre keinen Widerspruch!

(Video stoppt)

Szene 11

L.s Treppe

Nach einer Stille, aus dem Black heraus, ein Monolog von L. über sich selbst in der dritten Person

Eines Morgens wurde L. nicht mehr im Bauamt vorgelassen.

Er ging nach Hause, um zu begreifen, was das bedeutet. Die letzten Nächte hatte er fast immer durchgearbeitet, da war der wichtige Architekturwettbewerb mit knapper Abgabefrist., die L. aber, exakt und zuverlässig wie immer, eingehalten hatte.

Am nächsten Morgen – L. war entgegen seiner Gewohnheit sehr früh im Büro und wäre zu dieser Zeit normalerweise der Erste gewesen – kam ihm schon am Eingang, verlegen lächelnd, die IT-Administratorin entgegen, die sonst morgens eine der Letzten war.

Bevor L. sich wegen des Vorfalls mit dem Bauamt in Verbindung setzen würde, wollte er noch einmal seinen Entwurf für den Wettbewerb auf dem Computer durchgehen. Er war damit erstmals von seinem bisherigen, vom Bauhaus geprägten Stil, abgewichen, obwohl er wusste, dass er sich damit gegen ein seit Jahrzehnten geltendes, ungeschriebenes Gesetz stellen würde.

Aber da war keine Datei mehr. Nichts.

Er hatte sich jedoch angewöhnt, sein Tagwerk zusätzlich auf einem USB-Stick zu sichern, so konnte er im Notfall alles wieder einspielen. Er war noch allein im Büro, obwohl mittlerweile einige Angestellte schon hätten da sein müssen. Es hatte sich auch eingespielt, dass ein jüngerer Kollege, der immer etwas später kam, L.s Lieblingscap-

puccino mitbrachte. Der hätte inzwischen auch längst da sein müssen. L. verspürte ein starkes Verlangen nach Kaffee.

Vielleicht hatte er sich auch zu lange auf den Kollegen verlassen. L. fiel ein, dass er anfangs angeboten hatte, den Cappuccino zu bezahlen, was der Kollege abgelehnt hatte. L. würde bei nächster Gelegenheit wieder dafür zahlen und ihn im Stillen nicht mehr Cappuccino-Kollege nennen. Dann eben selbst zu Starbucks. Als er die Firma verließ, versuchte er, die Etagentür von außen zu verschließen. Sein Schlüssel passte nicht mehr. Ihm fiel ein, dass die Tür morgens offen gewesen war, als ihm die Administratorin entgegengekommen war.

Den Lift nach unten mied er. Lieber über das Treppenhaus durch die Tiefgarage zum Nebenausgang. Es waren ja nur fünf Stockwerke.

Es wurde dunkler im Kellergeschoss, als er Gelächter wahrnahm, und als er jemanden laut reden hörte, nahm L. Schwung aus seinem Gang, schlich um die nächste Ecke, erschrak, stoppte drei Stufen vor dem nächsten Treppenabsatz. Da versperrten drei Gestalten hinter Pulten seinen Weg. Als er sich nach oben wandte, standen auf dem Treppenabsatz, den er gerade passiert hatte, wie eine Wand, seine Kollegen. L. drehte sich wieder um, den Gestalten zu.

Die mittlere Figur – ein rundlicher Mann mit Wackelkopf und zu kurzen Beinen – begrüßte L., ohne ihn beim Namen zu nennen, knapp, in scharfem Ton. Auf der Ecke seines Pultes ein Kaffeebecher, der am Rand umlaufend mit bunten Dreiecken, Kreisen und Quadraten verziert war. L. entdeckte, etwas versteckt hinter dem Mann, seinen Cappuccino-Kollegen.

Der Wackelkopf begann, die anderen beiden Figuren vorzustellen. Zu seiner Rechten sei die Statik, zu seiner Linken die Kunst, er selbst würde die Vereinigung vertreten. L. erkannte, dass die Figur, die gerade als Statik präsentiert worden war, zierlich war, aber einen großen Quadratschädel besaß. Anders die Kunstfigur. Das war eine unruhige Frau, gehüllt in eine formlose Wolke aus bunten, fließenden Stoffen.

Die Statik mahnte, dass die Abrechnung beginnen könne.

L. spürte, dass alle Blicke auf ihn gerichtet waren. Sprach etwas hilflos die, wie er sie nannte, verehrten Mitglieder der Vereinigung an, versicherte, dass es sich um einen Irrtum handeln müsste, er habe nie etwas berechnen wollen. Der Quadratschädel lachte laut, schaute über L. hinweg, die Menschenwand hinter L. kam in Bewegung.

L. gehorchte, als der rundliche Wackelkopf ihm befahl, eine Stufe herunterzutreten.

Aus der Stoffwolke wurde gefragt, ob es Kunst sei, wirkliche Kunst. L. wusste nicht, was mit der Frage gemeint und ob sie an ihn gerichtet war.

Das Kommando, die nächste Stufe nach unten zu treten, riss L. aus seinen Überlegungen.

L. spürte jemanden nah neben sich. Es war ein Mitarbeiter des Bauamts. Er trug einen kleinen Karton, hielt ihn L. hin. Der legte sein Handy, sein Schlüsselbund und das Portmonee in den Karton, zog seinen Gürtel vom Hosenbund und fügte ihn hinzu. Der Beamte wartete weiter. L. fingerte den USB-Stick aus seiner Hosentasche und legte

ihn zu den anderen Gegenständen.

Ohne weitere Aufforderung nahm L. die letzte Stufe zum Treppenabsatz.

Der Beamte übergab den Karton an den rundlichen Mann, der langsam mit dem Behältnis an L. vorbei, die Treppe hinaufschritt. Der Cappuccino-Kollege nahm behutsam den Kaffeebecher vom mittleren Pult, das der Quadratschädel und die wallende Kunstfigur sodann zur Seite schoben.

Video wird wieder gestartet, solange Herbert spricht, spielt Musik leise, aber hörbar im Hintergrund, beim Abspann steigt die Lautstärke etwas. Das Licht wird abgedunkelt.

L. schritt durch die so entstandene Lücke tiefer in den lichtlosen Keller hinein. Der Cappuccino-Kollege folgte ihm – den Becher demonstrativ vor sich hertragend – bis auch sein Schatten sich in der Tiefe auflöste. So jedenfalls kam es L. vor.

Abspann läuft durch

Karsten Steinmetz

Die Spergauer Lichtmeß

Einstieg mit Video eines „UNESCO-Kommissionsmitgliedes“

Kommissionsmitglied: So, nachdem scheinbar nun alle ihre technischen Probleme gelöst haben, würde ich gern anfangen… Gut. Ja… Schön.

Also, wir hatten ja die Akten herumgeschickt und ich hoffe Sie alle hatten Zeit, sich einzuarbeiten. Ich würde kurz den Sachverhalt erläutern und dann können wir unsere Diskussion beginnen und am Ende hoffentlich eine Entscheidung fällen.

Ich sehe nickende Gesichter. Sehr gut. Dann beginne ich…

Ich beginne mit der Spergauer Lichtmeß. Also, dieses immaterielle Kulturgut in Deutschland scheint unter Veränderungsdruck zu stehen. Nur kurz möchte ich Sie hier noch einmal auf den aktuellen Stand bringen. Die Spergauer Lichtmeß wird jedes Jahr Anfang Februar in Spergau, einem Ortsteil der Stadt Leuna im Saalekreis in Sachsen-Anhalt, gefeiert. Zum Lichtmeßtag ist das ganze Dorf auf den Beinen. Bei diesem heidnischen Spektakel geht es darum, den Winter auszutreiben. Nebenbei werden wohl auch unverheiratete Mädchen durch das Dorf getrieben. Die Spergauer Lichtmeß ist im Kern ein Junggesellenbrauch, nur unverheiratete junge Männer gehören der Lichtmeßgesellschaft mit circa 60 Teilnehmern an. Die Lichtmessgesellschaft organisiert als ausführendes Gremium die Lichtmeß. Wichtig für den Erhalt der Tradition ist die Weitergabe des umfangreichen Wissens, sei es zu den jeweiligen Figuren oder zum gesamten Ablauf des Festes. Dies geschieht durch die Übernahme der entsprechenden Funktion vom Vorgänger. Hier wird nicht nur das Kostüm übergeben, sondern es werden auch die Besonderheiten der Figur weitervermittelt.

OZ-Auftritt: Einspielung

OZ: Abschied (Digitalisierung)

Ich spüre den Tau. Die zukünftige Vergangenheit. Die Ausnahme, die sich ewig hinziehen könnte. Ich entsteige wie Gott mich schuf der Elbe mit stahlblauen Augen in Sachsen-Anhalt, an einem fauchenden Morgen, während die Sonne wolkenlos aufgeht. Ich werde die digitale Öffentlichkeit sein, fühle mich wie eine künstliche Intelligenz und nenne mich OZ. Einige der veralteten, albernen Lichtmeßfiguren werden mich ablehnen, weil ich etwas Bestehendes antaste und die anderen könnten mich lieben, weil ich versuche, etwas Neues zu schaffen.

Ich repräsentiere die sich beschleunigende Freundschaft zwischen Zeit und Technik. Eben noch Homer am Feuer, jetzt soziale Netzwerke. Denn die Menschen wollen es wissen, es hören, schmecken, fühlen, riechen und natürlich sehen. Je schneller, um so erquickender. Kein Sieg ohne mediale Verdammnis. Kein Gewinn ohne Verlust. Keine Niederlage ohne Einsicht. Kein Vorurteil ohne Dummheit. Keine Datenanalyse ohne Fehlertoleranz.

Ich plane den perfekten Auftritt am Abend der Maria Lichtmeß. Der Winter muss ausgetrieben werden. Mich führt ein: der Schwarzmacher, französisch uniformiert. Was immer vor Jahrzehnten passierte, soll wie jedes Jahr wiedergutgemacht werden. Wenn Muskeln, Musik und Geschick sich ergänzen, findet sich ein Platz in einem Geschichtsbuch oder auf einem Instagram-Profil. Das Schauspiel hat um fünf Uhr früh begonnen und dauert bereits mehr als sechs Stunden.

Nun erst einmal die Nacht und den Lichtmeßtanz dominieren. Mit jeder Minute, die ich dem nächsten Morgen näherkomme, empfinde ich, dass ich das Gefüge der Tradition mit Chaos verändern werde. Ab jetzt könnte jeder gewinnen, jeder verlieren, jeder bleibt dennoch Teil einer vernetzten Menge, die an die gleichen Figuren glaubt, die gleiche Sprache spricht, die gleichen Werte in ihre Kinder projiziert und den gleichen Komponenten ihrer Entstehungsgeschichte huldigt.

Radio-Reportage Teil 1

Toneinspielung mit Standbild einer Reporterin im Hintergrund, anschließend, nach jedem Teil, die Überschriften als Projektion

Reporterin: Ich stehe hier für unsere Sendeanstalt am Rande des Dorfes und wir beobachten in der Kälte des Februars einen der ältesten Bräuche Sachsen-Anhalts. Es ist wunderbar dabeizusein, wenn die unterschiedlichen Figuren zum Leben erweckt werden. Wie immer ist nicht klar, welcher Dorfbewohner welche Figuren verkörpert. Was wir aber wissen ist, dass es in diesem Jahr zur Übergabe von Hauptcharakteren kommt. Bei einigen liegt es am Alter und bei anderen scheinen interne Querelen aufgetreten zu sein. Dabei dreht es sich wohl vor allem darum, dass die Verantwortlichen sich an die neuen digitalen Gegebenheiten anpassen wollen oder sollen. Insbesondere die Jugendlichen haben sich für einen neuen digitalen Charakter ausgesprochen. Denn damit die Fortsetzung der Tradition gelingt, wird die neue Generation benötigt. Insbesondere mit den Küchenburschen soll es teilweise hitzige Debatten gegeben haben. Wir sind gespannt, wie die Diskussionen ausgehen. Der

Kritikpunkt macht sich daran fest, ob der Brauch der Lichtmeß seinen Status als Weltkulturerbe verlieren würde, falls es zu Veränderungen kommen sollte. Wir vermuten das erst beim abschließenden Lichtmeßtanz das ganze Ausmaß erkennbar wird. Wir als Reporter dürfen nur von außen beobachten und werden sie auf dem Laufenden halten, was hier dieses Jahr passiert.

Morgen: Zustand

H.: Unsere Lichtmeß ist 1688 entstanden und was immer Sie vielleicht ahnen, was uns Beteiligte verbindet, verbündet uns in den langsam vor sich hinschimmelnden Geheimnissen. Am Ende verhindern, verwirren und betören diese Heimlichkeiten unsere Sinne und die bunten Fäden der althergebrachten Spinne, dem Läufer. Er ist der König der Lichtmeß, der die klebrigen Netze zieht.

K.: Bei uns geht es vordergründig darum, den endlos erscheinenden Winter zu vertreiben, die Existenz von Neid und Rücksichtslosigkeit zu verneinen ...

H.: Doch einige der Kunstfiguren, wie die nach Alkohol stinkenden Sänger und die ungehobelten Soldaten, stellen sich meist selbst dar,

K.: und wenn es richtig schlimm wird, dann misstrauen sich Lotusesser und Registratoren, bauen nicht auf die Einsichten eines dritten Auges.

H.: Da können die naturbelassenen Dorfbewohner gern feiern, um die Wahrheit rumeiern, lamentieren, dass es auf der Welt keine echten, traditionellen Werte mehr gibt. Wozu auch? Denn jeder Brauch, nicht nur und dennoch auch, verletzt den anderen.

K.: Sie fragen: Wer sind wir? Warum wollen wir uns verkleiden? Wer wollen wir sein?

H.: Das rosa Schwein, zu dem uns die Sänger machen?

K.: Nein, der Läufer natürlich, der größte Fatzke von allen, dem alle hinterhergeifern, der den Frühling bringt und den Steinen und Riesen ausweicht.

Nachmittag

H.: Wir haben es viel zu oft gesehen: Wenn sich die Lichtmeß verändert, kocht die Volksseele innerlich vor Wut, eine Glut, die sich in den Erinnerungen der Chroniken zeigt.

K.: Es ist nicht das erste Mal und die Ankunft von dem selbstverliebten, kahlköpfigen OZ ist nicht die letzte Suche nach Erneuerung. OZ sagt, er hat Opfer gebracht, und sich von seinem Gefährten, dem Schwarzmacher, an den Mast binden lassen.

H.: So bestürmten ihn, allen voran die technikkritischen Traditionalisten, die ausrichten, wie die Lichtmeßen sein sollen und kein modernes Frauenbild wollen.

K.: Er hat aber gesagt, dass am erbarmungslosesten das sechsköpfige Ungeheuer aus Pritschern zuschlägt, abwägt, ob OZ einfach nur ein neuer, dahergelaufener, ehemals blonder Sänger ist.

H: Was bleibt, ist die Weite des Guckkasten, der Wasserstrudel, dessen Pudel auch nur wieder einen Kern,

K: aus kritischen Nachfragen nach der Motivation von OZ umgibt.

H: Tja, warum hängen die verbohrten Dorfjacken am ergrauten Leben? Bleiben selbst in jungen Jahren an den Erinnerungen der Tradition kleben?

Zwielicht

H: Ist es die falsche Liebe der Ewiggestrigen, der Kurzschluss der Hiebe, welche die Diebe der fortschrittlichen Zeit sind?

K: Damit Veränderung nicht chaotisch wird, müssen aber die anderen Figuren überzeugt werden.

H: Doch die Lichtmeß ist kein persönliches Fest, sondern Welterbe, ein Wunder unter vielen Kulturen, dessen Spuren gehören der globalen Zivilisation.

K: OZ tut seit sieben Jahren so, als ob er an eine digitale Zukunft glaubt, die der globalen Welt mehr und mehr den Atem raubt.

H: Sein eifrigster Helfer ist der blutjunge Schwarzmacher, dieser Schwarzmaler.

K: Zu Beginn haben OZ und er, uns, die Wurststangenträger, die Vierten in der Hierarchie des Heischegangs, besucht und auf ihrem Terrain versucht, die Situation einzuschätzen.

H: Die Grobiane meinen, OZ müsse ein Kostüm und eine Aufgabe finden, die allen dient, keinen vor den Kopf stößt und dennoch einen Wandel auslöst.

K: Beziehungsweise endlich klarstellen und zeigen, dass keiner seinen Status verliert und niemand in seinem Schatten nach mehr Macht giert.

Radio-Reportage Teil 2

Toneinspielung mit Standbild einer Reporterin im Hintergrund, Vorort-Reportage.

Reporterin: Es scheint sich etwas zu ereignen. Wir stehen hier noch immer am Rande des Dorfes, aber so viel dürfen wir verraten, es haben sich zwei Individuen an uns gewandt, natürlich ohne ihre Personalien oder Identitäten zu lüften, und verraten, dass etwas vor sich geht. Sie haben nebenbei auch ein Paar Details zum Ablauf erwähnt. Scheinbar trinken bzw. saufen die Beteiligten Unmengen und berauschen sich auch mit anderen Substanzen. Diese Lichtmeß löst ein, was sie versprochen hat. Die Charaktere sind auf Kollisionskurs. Eine Revolution der Jugend scheint sich anzubahnen. Wie bereits berichtet, könnte aber diese Richtung dazu führen, dass diesem Brauch der UNESCO-Weltkulturerbe-Status abgesprochen wird. Auf der anderen Seite müssen wir den Mut der Revolutionäre bewundern. Denn eine jahrhundertealte Tradition auf ihre Zeitgenössigkeit zu hinterfragen, scheint umwälzend. Wir sind gespannt.

Sonnenuntergang

K.: Einige der grölenden Dorfbewohner sind dem maskulinen Charme von OZ erlegen, wollen die Tradition in die digitale Zeit einspeisen.

H.: Denn an den Überlieferungen nagt der Hauch des Vergänglichen. Wer nicht so

tut, als ob er die Einbindung der Jugend wagt, wird verlorengehen.

K.: Über die Jahre haben die Ältesten oft Erneuerungsversuche einfach ausgesiebt.

H.: Sie denken, dass die neue Generation sich aus dem Stamm der Ergrauten herleiten lassen muss.

K.: Aber in der Krone des Baums, im Geäst, finden sich bereits trockene Stellen, die die Jugend, die Köpfe der Zukunft, nur mit spitzen Fingern anfassen.

H.: Die Ewigkeit vergibt keine Fehler, lässt nur Momente zu, die Geschichte machen.

Frühabend

H.: Jetzt kommen langsam die verbohrten Beteiligten an: ergrauter Handelsmann, hinkender Bärenführer mit Bär und Milchkanne, Sänger, Soldaten, Pritscher, Eierfrauen und Wurststangenträger und die anderen, allen voran die Zeremonienmeister, der Läufer und der Registrator des Lichtmeßtanzes und ihre sechs unverheirateten Küchenmädchen.

K.: Viele beäugen OZ, meinen, der Angeber muss erst mit dem Bären tanzen und zeigen, ob er wirklich dazugehören kann.

H.: Sie sind die abgeneigten Gegenstimmen, die nicht davon ablassen, auszusuchen und abzuwägen, was zu uns passt und was nicht.

K: Die Verrückten wittern, dass die Schöffen, die kleinen Leute, als Bauernopfer der Hysterie, wissen, dass sie nur das machen, was die kalten Winter seit Jahrhunderten, und der Zeremonienmeister in ihnen entfachen.

H.: Tradition ist eine Muschel, welche die Jahrhunderte filtert, und in der Vergangenheit wildert, um die kommende Zeit möglich zu machen.

K.: Jetzt fängt die Menge an, erratisch zu tanzen. Wartet gespannt auf den Moment, dass der Bärenführer seinen wilden Begleiter von der Leine lässt.

Spätabend

K.: Der nun blaugekleidete OZ tanzt erst mit dem stinkenden Bären. Er gibt eine gute Figur ab und schwankt harmonisch von einem Bein zum anderen. Zaubert zwischendurch Bilder auf die Handys der Anwesenden. Er wird immer mal wieder weitergegeben und jeder fragt ihn aus.

H.: Was soll das?

K.: Worin liegt der Sinn?

H.: Warum muss das Chaos der Veränderung sein?

K.: Woher kommt er?

H.: Ist er nur die Marionette einer künstlichen Intelligenz?

K.: Wer hat ihn erfunden?

H.: Ist er aus dem Dorf?

K.: Denn die Neuerungen von OZ sollen die Dorfgemeinschaft nicht sofort erschlagen, weil sie wagen,

H.: die zu sein, die sagen und versuchen, Tradition und Sonderwege auszuloten.

K.: Der Bär faucht leicht argwöhnisch, wenn OZ mit einer anderen Person tanzt.

H.: Er hat OZ akzeptiert.

K.: Nur, damit OZ ein neuer Teil der angestaubten Lichtmeß werden kann, muss eins klar sein: Niemand anderes wird verdrängt.

H.: Aber das heißt auch, ein unbeanspruchter Platz im Schauspiel muss gefunden, neu definiert werden.

K.: Und dazu treffen sich die ewig skeptischen Alten, in Gelb gekleidet, am rituellen Tisch und diskutieren.

Mitternacht

H.: Nichts scheint nun mehr so zu sein, wie es früher mal war. Weil der Mensch so ist, wie er ist. Ein winziger Organismus, der seine eigene Zukunft frisst.

K.: Die Lichtmeß ist kein wohlschmeckender Lichtbringer.

H.: Die Alten wägen ab. Denn ein Teil der Vergangenheit ist der Botschafter der Zukunft.

K.: Wir sind so, wie wir sind, weil wir uns von der Außenwelt abgeschottet haben.

H.: Kurzschlüssige Veränderung birgt immer die Gefahr der blinden Auflösung.

K.: Dinge, die sich wandeln, bewegen sich in unsicheren Gewässern.

H.: So sind denn auch die Fragen, die die Betagten sich gegenseitig stellen, und die ihre Irritation spiegeln.

K.: Brauchen wir Wandel?

H.: Wer ist OZ?

K.: Ist er ein Blender?

H.: Warum setzt der Schwarzmacher sich für ihn ein?

K.: Warum hat der Bär ihn akzeptiert?

H.: Haben wir nicht schon ganz andere Fortschritte überstanden?

Radio-Reportage Teil 3

Toneinspielung mit Standbild im Hintergrund, Vorort-Reportage.

Reporterin: Es wird kalt hier. Wir haben zwar einen beheizten Übertragungswagen, aber die Lichtmeß zieht sich über die Nacht hin. Wie berichtet, haben wir alles unter Beobachtung, aber seitdem sich die Festgesellschaft in den Tanzraum zurückgezogen hat, können wir nicht mehr allzuviel von außen erkennen. Was wir wissen, aus alten Aufnahmen, ist, dass hier der Bär mit den Änderungsversuchen tanzt und sich dann ergibt, welche Chancen sowohl die Junggesellen als auch die Veränderung haben. Insbesondere die Singles sind ja ein wichtiger Bestandteil für den Erfolg des Winteraustriebs. Es ist ein wenig wie bei der Konklave der Papstwahl. Nur dass hier kein weißer Rauch aufsteigen wird. Ich möchte auch eine persönliche Meinung anbringen. Ich bin in Sachsen-Anhalt geboren und für mich ist die Lichtmess immer wie-

der etwas Besonderes. Doch ganz ehrlich: mit einem modernen Frauenbild hat dieser Brauch nichts zu tun. Denn so sehr das Junggesellendasein uns allen die Bürde der Einsamkeit aufbinden könnte, wüsste ich nicht, warum es nur der männliche Single sein sollte, der leidet. Auch Frauen suchen nach erfüllter Zweisamkeit. Aus Gesprächen vor Ort wissen wir, dass es vor allem die Frauen sind, die verstanden haben, wie wichtig der Erhalt von Tradition ist. Leider scheint der Mann in diesem Brauch der Akteur zu sein. Lassen wir uns das auf der Zunge zergehen. Hier zementiert scheinbar das Weltkulturerbe die Unterschiede, von denen wir uns trennen wollen. Doch wie ist es mit der Geschlechtergerechtigkeit? Gab es die jemals? Könnte sie wichtiger sein als die digitale Anpassung?

Nacht

K.: Wir und unsere braunen Pferde ziehen noch immer die Karre, haben die metallische Dampfmaschine links liegengelassen. Den wackeligen Ottomotor auch. Von Elektroautos wollen wir nicht reden.

H.: Wir grillen noch immer mit Holz. Gas- und Elektrogrill haben wir nie genutzt.

K.: Nationalismus und Kommunismus wollten uns für sich einnehmen und uns gleichschalten. Aber wir haben gesagt, dass niemand, der nicht zur Dorfgemeinschaft gehört, kein Funktionär und auch nicht die Presse, jemals Teil der Lichtmeß werden kann.

H.: Unsere Musik ist noch immer handgemacht. Die Schallplatte kam, Radio, Tonband, Kassette und CD auch, aber wir blieben standhaft. Wer braucht schon DJs, wenn er echte Musiker haben kann?

K.: Was ist der Wert der Digitalisierung? Was verändert sich dadurch? Können wir dann schneller die Unverheirateten durchs Dorf jagen? Tanzt der Bär dann international? Brauchen wir weniger Mitspieler, weil wir einzelne Rollen durch künstliche Intelligenz ersetzen können?

Frühmorgen

H.: Die Alten sind, wie immer, zu keinem Urteil gelangt, und wenn alle Argumente ausgetauscht sind, und der blaue Wind der alkoholischen Getränke die Verständigung eher irritiert als anbahnt, werden Entscheidungen von ihnen delegiert.

K.: Was wenige ahnen, wenn niemand, selbst die graue Eminenz, in der Lichtmeßgesellschaft nicht weiterweiß, gibt es eine letzte Instanz.

H.: Einen weißen Hirsch, der in der Nacht die wichtigsten Änderungswünsche der Vorstellungskraft entreißt.

K.: Und er ist es, der letztlich und in den letzten Jahrhunderten immer die Zukunft prägt.

H.: Keiner außerhalb des Dorfes kennt ihn. Selbst die alteingesessenen Schranzen haben keine Ahnung, wer unter dem weißen Fell die Entscheidungen trifft.

K.: Am Ende steigt ein rotgekleideter Botschafter aus dem Keller und verkündet die Entscheidung des weißen Hirsches, was erfolgen soll und was nicht.

Morgen: Mitgefühl

K.: Doch der ominöse Hirsch erscheint nicht einfach so. Er muss geködert werden. Der erhabene Bär, zwei Hornbläser und der Läufer locken ihn mit allerhand wirren Geräuschen aus dem Wald.

H.: …und so geschieht es an diesem Abend. (musste ja so kommen)

K.: Nachdem der bunte Chor ihn zu später Stunde herbeigerufen hatte, betrat er bedacht den durch Tabak vernebelten Tanzsaal. Die scheppernde Musik stoppte und alle Anwesenden staunten.

H.: Der Hirsch bat OZ, den Schwarzmacher und zwei der ältesten Dorfbewohner zu sich in den Keller und sie fingen an, die Eventualitäten auszuloten.

K.: Es wurden die Wehen des Chaos ausgetauscht und sich am Alkohol berauscht. Denn der Hirsch hat schon so manche Änderungen abgelehnt.

H.: Sowohl die Gleichberechtigung der Frau, als auch die Abfederung der Gewalt zwischen den einzelnen Figuren.

K.: Anderseits hatte der Bock es immer wieder geschafft, die Spaltung des Dorfes zu verhindern.

H.: Was ihm wichtig war, ist bis heute nicht klar, nur, dass er die Wetterschneise zwischen Chaos und Stillstand symbolisiert.

Vormittag: Fortbestand der Welt

K.: Der anonyme Hirsch ist seit 1688 die Ehegattin aller Entscheidungen und wie das Leben selbst überlässt er die Wahl seinem Körper und dessen Flüssigkeiten.

H.: Sie verwalten einen jahrhundertealten Werdegang. Auf ihnen schwimmen die Entwicklungen der Welt, die für die Dorfbewohner konkret und bindend sind.

K.: Letztlich ist der herrische Hirsch das Kind einer Mutter, was in dem männlich dominierten Wahn im Dorf keiner ahnt!

H.: Der Hirsch ist eine Frau (!!!) und nur wenn ihre Brüste mal gefüllt mit Milch sein sollten, geben sie neues Leben, dass sie dann als Veränderung mit der Wirklichkeit verweben.

K.: Als abschließend alle den Keller verlassen, nimmt sich der Hirsch Zeit, legt seine Finger an seine Brüste, massiert und wartet, …

H.: … nach zwei Stunden ruft er überraschend den blutigen Botschafter zu sich, und reicht ihm einen gefüllten Silberbecher.

K.: Es ist das Zeichen und OZ, ab jetzt Teil der Lichtmeß, für immer.

Radio-Reportage Teil 4

Toneinspielung mit Standbild im Hintergrund, Vorort-Reportage.

Reporterin: Ein neuer Morgen hat sich bereits verabschiedet und wir stehen hier nun am Rande des Dorfes und genießen die mittägliche Wintersonne. Die Lichtmeß ist vorüber. Wahrscheinlich wollen auch Sie nun wissen, ob es zu Veränderungen ge-

kommen ist. Alles hat sich verändert. Die Digitalisierung hat gegen den Bären triumphiert. Wie uns vertrauenswürdige Quellen verrieten, haben sich bei dem Zweikampf die Erneuerer durchgesetzt.

Scheinbar nicht zuletzt, weil die neue Figur, die der Schwarzmacher angeboten hatte, sie wird OZ heißen und eine digitale Perspektive aufzeigen können. Andererseits hat das interne Zerwürfnis dafür gesorgt, dass drei Figuren ihre Unterstützung für zukünftige Lichtmeßen aufgekündigt haben. Die Personen dahinter sollen sich geweigert haben, weiter zur Verfügung zu stehen. Das heißt, es wird zu Veränderungen im nächsten Jahr kommen. Danke für Ihr Interesse an unserer Sendung und ich empfehle Ihnen für weitere Information unsere Mediathek, auf der wir darüber hinausgehende Inhalte und Hintergründe aufbereitet haben.

Videosequenz

Kommissionsmitglied: Ich denke, meine sehr verehrten Damen und Herren, wir sind uns einig, haben lange das Für und Wider diskutiert und ich fasse noch einmal unseren endgültigen Beschluss zusammen: Der Vereinsvorstand des Lichtmeßvereins wird aufgefordert, die Änderung des Brauches durch die Einführung der neuen digitalisierten Rolle innerhalb einer Frist von 4 Wochen zurückzunehmen, anderenfalls wird Ihnen der Status des immateriellen Kulturgutes entzogen.

Unterschrift, Stempel, Ablage „erledigt“

UNESCO Zentrale Paris
UN O
ORGANISATION DES NATIONS UNIES POU
SCIENCE ET LA CULTURE

Die UWE-LIMA-Texte

LIMA Poetry 2021 • Der UWE-Lesebühnenwettbewerb •

Rock ‘n‘ Read aus Köln

Der Kölner Dom – Eine Exklusiv-Besichtigung von Katinka Buddenkotte

Wenn Sie nach Köln reisen, nehmen Sie die Bahn. Das ist kein Tipp, sondern eine Tatsache. Denn es gibt keine Parkplätze in dieser Stadt. Schon gar nicht für Ortsfremde. Und ich sage Ihnen das nicht nur, um weiterhin als tolerant und weltoffen zu gelten, sondern weil allein die Anfahrt per Zug Ihnen die Gelegenheit gibt, den besten Blick auf das größte, berühmteste und UNESCO-kultererbigste Wahrzeichen unserer Stadt zu erhalten: den Dom. Und je nachdem, wie lange der ICE aufgrund von Verzögerungen im Betriebsablauf auf der Hohenzollernbrücke zum unplanmäßigen Halten kommt, können Sie von ihrem Sitzplatz eine kleinere oder größere Menge an Details an der Fassade des dunkelergrauten Katholikenkolosses erkennen. Dennoch rate ich Ihnen: Verschwenden Sie ihre Sehkraft nicht an die Kleinigkeiten, sondern versuchen Sie, den Kölner Dom in seiner Gesamtheit als das zu erfassen, was er ist, nämlich: Unvollkommenheit in Perfektion. Ein nie fertig werdendes Statement für jene charmante Trödelei, die den Eingeborenen dieser Stadt heilig ist. Und als Zugewanderte möchte ich hinzufügen: Der Kölner Dom war ursprünglich gar nicht als Bahnhofskapelle konzipiert. Dennoch gehen beide Bauwerke eine Symbiose ein, die in der Architektur einzigartig ist: Sie teilen nicht nur Bauzäune und Absperrbänder, sondern erinnern stets daran: Der Mensch plant, Gott lacht, und Kölner lassen keinen allein. Schon gar nicht in ihrem Dom. Und da müssen Sie ja rauf, wenn Sie schon mal in Köln sind! So will es das Gesetz. Und da simmer dabei, das ist prima! Aber bitte beachten sie Folgendes, damit Sie Ihre Aufstiegschancen realistisch einschätzen können.

Denn: Für Sie, als durchschnittlich trainierte Touristenperson dürfte es vollkommen ausreichen, wenn Sie bei Ihrem ersten Besuch die Domplatte erklimmen. Denn dieses eher flache Niveau wird Ihnen verdeutlichen, welcher Rhythmus, ja, welche Geisteshaltung diese beeindruckende Kirche und die gesamte Stadt aufrecht herhält: „Wirke stets hochgradig beschäftigt, während du in Wahrheit gerade mal wieder Pause machst“.

Denn offenbar lädt nirgendwo anders auf der Welt eine Treppe, die zu einer Sehenswürdigkeit führt, die Menschen so sehr ein, sich auf ihren Stufen niederzulassen, und zwar noch bevor man das eigentliche Ziel erreicht, oder gar erkundet hat. Stundenlang und hemmungslos im Weg der anderen abertausend Passanten zu sitzen, das ist Köln pur! Und ist man dann endlich, einem sich ständig ändernden Zick-Zack-Kurs folgend, am Seitenschiff des Doms angelangt, gibt es von hier aus zwei

Möglichkeiten: Durch die Menschenmassen werden Sie direkt auf die Rückseite des Doms getrieben. Diese Variante ist insofern komfortabel, als dass Sie sich nicht fragen müssen, ob das eine oder andere Gebäude, an dem Sie vorbeigespült werden, ein berühmtes Museum ist, war oder wird. Die Antwort lautet stets: Ja! Ein weiterer Vorteil dieser Route um den Dom ist selbstverständlich, dass Sie so unweigerlich auf der Philharmonie stranden werden. Hier können Sie bestaunen, wie aus Fehlplanung Karrieren gemacht werden. Oder zumindest Mini-Jobs. Dafür mit nahezu internationalem Flair. Denn während im Untergrund weltberühmte Künstler musizieren, wird man oberhalb in einem derart rüden Ton vom Pflaster verscheucht, wie man ihn eigentlich nur von Berliner Busfahrern kennt. Zum Glück findet man kaum je die Muße, darüber nachzudenken, wie das ständige Brüllen des Satzes: „ RUNTER DA, ABER ZACKISCH! UNTER EUCH IST KULTUR, BANAUSEN!“ sich wohl auf die Konzentration von Darbietenden und Publikum im Untergrund auswirken könnte. Denn schließlich befinden Sie sich immer noch auf einer wichtigen Mission, nämlich: „Den Dom begucken, wenn man schon mal fast da ist.“ Die ganz ehrgeizigen Naturen unter Ihnen werden nun versuchen, den Eingang der Kirche zu erreichen, indem sie das Gebäude auf der einmal eingeschlagenen Strecke zu umrunden versuchen. Narren! Wie viele wohl scheiterten schon dabei? Einige verwechselten die Bauzäune mit Wegweisern, und landeten auf oder unter dem Heumarkt. Ein paar schafften es sogar, sich nur einen halben Tagesmarsch später auf der anderen Rheinseite in Deutz wiederzufinden. Vereinzelt wurde von Menschen berichtet, die es von der Philharmonie direkt wieder auf den Bahnsteig 1 geweht hat. Tja, alles gute Leute, bestimmt, aber: Blickten sie je vom Kölner Dom herab? Keine Ahnung, denn sie waren ja nicht mit mir unterwegs.

Debütanten- und onkeln empfehle ich daher die andere, nur bedingt ungefährlichere Route um den Dom. Und die ist natürlich die, die einen zunächst direkt vor das Portal desselbigen führt. Früher wurde die Domplatte von sehr vielen Reisenden, Skateboardfahrenden und Straßenmaler*innen bevölkert, gelegentlich mischten sich Kamerateams in das bunte Treiben. Denn das Hauptgebäude des WDR liegt nahe, und die Rundfunkenden naschten gerne frische O-Töne dort.

Heutzutage haben sich die Misch -und Mengenverhältnisse der Domplattenbesiedlung deutlich verschoben. Es gibt noch mehr Touristen, die aber gleichzeitig alle ihr eigenes Kamerateam sind. Mit mindestens zwei Handys pro Person versuchen sie, die Kunstwerke der Straßenmaler zu fotografieren, die aber aufgrund des Platzmangels nur noch Miniaturen anfertigen. Mit Selfie-Sticks werden Turniere ausgefochten, der Gewinner darf den letzten Menschen filmen, der sein Skateboard durch die Menge trägt. Hinzu kommen all die, die „Stillhalten“ zum Zukunftsberuf erklärt haben. Also diejenigen, die in mehr oder weniger historischen Kostümen so reglos verharren, dass man sich nach wenigen Sekunden des Betrachtens schon wieder wünscht, angetanzt, zugequatscht oder geschoben zu werden.

Kraft dieses Spontanglaubens landen Sie im Inneren des Doms. Mein Tipp hier: Nicht mehr schnacken, Kopp in Nacken, und Sie sehen: Kreuzgewölbe. Unfassbar,

mit den damaligen Mitteln. Kreuzgewölbe. Wahnsinn. Dieses Kreuzgewölbe. Gehen Sie so zügig an den übrigen Altären, Fenstern und Grabkammern vorbei, denn mehr als „Kreuzgewölbe“ packen Sie bei Ihrem ersten Dombesuch nicht, auf dieser Ebene. Und sie wollen ja noch höher hinaus, oder? Genau, recht haben Sie, das sollte jeder und jede mal gemacht haben. Es ist den Eintritt auch absolut wert. Und wenn wir uns jetzt in der Schlange anstellen, dann sind wir in gut drei Stunden oben. Wir sollten vorher nur noch Wasser kaufen. Die großen Flaschen. Und ob Sie da atmen können, in der Enge, das können Sie ganz einfach selber ausprobieren. Also alle, jetzt: Socken ausziehen, unter die Nase halten, dann die Jacken über die Köpfe wickeln und dann dabei im Kreis gehen. Immer wieder. Das geht, oder? Prima. Im Turm selbst kommen dann nur noch 2000 andere Leute dazu, die Ihnen dabei auf die Füße treten. Aber: Es lohnt sich!

Ist nicht so Ihr Ding? Keine Sorge, wir haben Trostpflaster für verhinderte Turmbesteiger. Diese finden Sie praktischerweise direkt nebenan, im Souvenirladen. Die haben dort alles vorrätig, von der Kaffeetasse bis zum Lastenfahrrad, und überall ist der Dom drauf. Und falls der Dom nicht drauf sein sollte, stellt es den Dom dar. Das ungeübte Auge wird da im ersten Moment getäuscht. Mancher mag denken, dass die Dekokissen, Lampenschirme und Pflanzkübel einem schwach verwurzelten Backenzahn nachempfunden sind. Aber dann werden Sie sich fragen: Warum sollte jemand einen Kuschelzahn herstellen, oder gar kaufen? Der Kölner hingegen weiß: Ein Klumpen mit zwei Spitzen ist, ganz gleich ob aus Stein, Holz, Wachs oder Plüsch gefertigt hat, natürlich: der Dom. Und wenn es eher Zacken statt Spitzen sind: Dom. Zwei Zipfel, Dreiecke, oder spitz zulaufende Fühler: Immer noch Dom. Wenn Sie sich mal zusammen mit einem Kölner außerhalb seiner Stadt befinden, können Sie sogar das Umkehrexperiment durchführen. Stellen Sie einfach zwei Gartenzwerge ins Dämmerlicht, und weisen Sie den Exilanten auf ihr hastig improvisiertes Arrangement hin. Er wird sofort wohlig seufzen, Ihnen um den Hals fallen, und dann ein Lied anstimmen. Jetzt wissen Sie auch, wie sie Erste Hilfe bei kölschem Heimweh leisten. Zu Sicherheit noch 11 kleine Biere verabreichen und versuchen, eine stabile Polonaise aufzubauen. Wenn Sie das schaffen, müssen Sie auch nicht mehr den Kölner Dom hoch. Aber Sie könnten. Danke sehr.

Der Rheinische Karneval von Christian Bartel

Vollkommen zu Recht ist der Rheinische Karneval zum immateriellen Kulturerbe der Menschheit erhoben worden. Besonders der Kölner Rosenmontagszug ist ein fantastisches Schauspiel, das Sie sich keinesfalls entgehen lassen sollten, wenn Sie im Besitz eines leistungsfähigen Kleinflugzeugs sind. Denn auch ein Naturforscher wie Bernhard Grzimek hat sich nicht zu Fuß in die Stampedes der gewaltigen Gnuherden begeben, welche die Serengeti einstmals genauso zahlreich bevölkerten wie die Narren die Straßen und Plätze am Rosenmontag. Die Behauptung, die Innenstädte seien während des Rosenmontagszuges überfüllt, ist jedoch falsch. Es handelt sich hierbei um eine fromme Lüge der örtlichen Fremdenverkehrsämter. Richtig ist vielmehr, dass ein Stück Kohle, eng am Körper getragen, im Gedränge des Rosenmontags zu einem Diamant gepresst werden kann.

Vorbereitungen

Landauf und landab wird die Kontaktfreudigkeit des Rheinländers gerühmt, die sich im Karneval durch Freundschaftsbekundungen offenbart, die von Kampfhandlungen nicht immer eindeutig zu unterscheiden sind. Die Ausgelassenheit und überschäumende Lebensfreude im Karneval steckt auch Bakterien und Viren an, die dann wiederum Sie anstecken werden. Nicht zufällig nahm die Coronapandemie hierzulande ihren Anfang im Heinsberger Karneval – womit die Rolle des Rheinlands als Avantgarde und Innovationsmotor für das ganze Land erneut bewiesen wäre. Der Rheinländer macht eben jeden Scheiß mit, wenn er damit nur in der Zeitung landet.

Kaufen Sie sich mindestens zwei Wochen vor Sessionsbeginn einen »Pschyrembel« und lassen Sie sich gegen alle Krankheiten impfen, die im Index aufgelistet sind. Erfinden Sie anschließend ein paar neue hinzu, gegen die Sie sich bitte ebenfalls impfen lassen.

Lassen Sie sich Name, Adresse, Blutgruppe und Lieblingsgetränk auf den Oberarm tätowieren, solche Kleinigkeiten vergisst man schon mal im Eifer des Gefechts.

Führen Sie stets Signalraketen in ausreichender Menge mit sich, um fortgespülten Freunden im Getümmel Ihren aktuellen Standort anzeigen zu können. Führen Sie stets genug Trinkwasser, Nahrungsmittel und einen Kompass mit, falls Sie von einer abgehenden Polonaise mitgerissen werden.

Kostümierung

Ein gutes Karnevalskostüm muss Ihr Überleben in gleich mehreren Klimazonen garantieren können. Da der Karneval aus vollkommen unchristlichen Gründen zum Ausgang des Winters gefeiert werden muss, sollte Ihr Kostüm regendicht sein. Immerhin werden Sie stundenlang bei drei Grad plus im Nieselregen ausharren müssen, denn genau so sieht der rheinische Winter nun mal aus. In der Kölsch-Pinte dagegen, in der Sie nach dem Zoch landen werden, herrschen dagegen monsun- bis treibhausartige Witterungsbedingungen. Stellen Sie sich auf gute 40 Grad bei 300 Prozent Luftfeuchtigkeit ein.

Erschrecken Sie nicht, wenn Sie morgens als Zorro aus dem Haus gegangen,

abends jedoch als Prinzessin heimgekehrt sind. In Kneipen abgelegte Kostümteile gelten als Allgemeinbesitz und werden mitgenommen, daneben abgelegte Lebenspartner allerdings auch. Erschrecken Sie also auch nicht, wenn Sie mit einer Prinzessin aus dem Haus gegangen, am nächsten Morgen aber neben einem Zorro aufgewacht sind. Derlei gilt im Karneval als normal und kann am Aschermittwoch unbürokratisch und auf Kulanz umgetauscht werden.

Das Kostüm sollte Ihre Stimmung und Ihren Charakter widerspiegeln, beziehungsweise das, was Sie sich fälschlicherweise unter Ihrem Charakter vorstellen. Buchhalter gehen deswegen meist als Löwenbändiger, Ängstliche als Vampire und ausgewachsene Fleischfachverkäuferinnen als Kätzchen. Nirgendwo sonst klafft die Schere zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung weiter auseinander als im Karneval, aber das ist ja auch Sinn und Zweck der Veranstaltung.

Den Kollektivisten unter den Karnevalisten erkennt man am Kostüm von der Stange, das an Weiberfastnacht kurz vor Ladenschluss bei irgendeinem Discounter erstanden wird. Wenn Sie Wert darauf legen, in der Anonymität der Masse unterzugehen und Freude an nordkoreanischen Aufmärschen finden, sollten Sie unbedingt diese Variante wählen.

Der Traditionalist unter den Karnevalisten dagegen würde nie etwas anderes als die Farben seiner Urhorde tragen, als deren Rechtsnachfolger die Karnevalsvereine gelten müssen. Diese Farben werden ihm zur Geburt überreicht und müssen mit dem Leben verteidigt werden. Bringt der Karnevalist Schande über seine Farben, gilt er als vogelfrei und darf nicht mehr gebützt werden. Als Schande gelten Prinzenmord, Blasphemie und Mineralwasser.

Der ambitionierte Individualist beginnt schon am Aschermittwochmorgen mit dem Brainstorming für das Kostüm der nächsten Session, brütet im Frühjahr über dessen Bauplänen sowie der Berechnung gravierender statischer Probleme, um im Sommer ein Modell und im Herbst schließlich den Prototypen anzufertigen. Am 11.11. um 11:10 Uhr holt er dann das fertige Kostüm aus dem Hangar. Als originelle Kostüme gelten unter den ambitionierten Individualisten zum Beispiel Holocaustmahnmal, Wiener Kongress oder kategorischer Imperativ.

Der Minimalist schließlich trägt eine Pappnase.

Schunkeln

Schunkeln ist kein basaler Tanzversuch, sondern die einzig mögliche Art, sich bei 2,3 Promille halbwegs unfallfrei innerhalb einer Menschenmenge von A nach B zu bewegen. Beim Schunkeln wird der Oberkörper mehr oder minder rhythmisch in seitlicher Richtung bewegt. Beim Hospitalismus dagegen vor und zurück. Beherzigen Sie diesen feinen Unterschied.

Anfänger sollten das Schunkeln zunächst bei schwerem Seegang üben, dann nach Einnahme alkoholischer Getränke und schließlich in Kombination. Anschließend kann ein Schunkelobjekt gesucht werden, dies wird seitlich untergehakt und bis zur Willenlosigkeit hin und her geruckelt. Als Schunkelobjekte können auch Bäume oder Later-

nen dienen, die vorher freilich entwurzelt werden müssen. Hat sich der Karnevalist einmal eingeschunkelt, können die Schaukelbewegungen bis Mitte Mai anhalten, der Mediziner spricht hierbei vom postcinerischen Schunkeln und empfiehlt als Heilmittel Wadenwickel, Aderlass oder Anton Bruckner.

Bützen

Wenn wankende Gestalten mit hohlem Blick wahllos ihre Zähne in die Gesichter wehrloser Passanten schlagen, sind Sie entweder in einem Zombiefilm gelandet oder Zeuge des schönen Rituals des Bützens geworden. Bützen bedeutet Küssen, auch wenn es nicht danach aussieht.

Gebützt werden kann alles, was nicht niet- und nagelfest beziehungsweise schwächer und langsamer ist als man selber. Um ein Objekt bützfähig zu machen, muss es vorher zum lecker Mädsche erklärt werden, die Geschlechtszugehörigkeit spielt dabei jedoch keine Rolle.

Ein Widerspruchsrecht ist nicht vorgesehen, deswegen können Bützattacken nur abgewehrt werden, indem Sie sich flach auf den Rücken legen und laut rufen »Ich bin tot« beziehungsweise »Ich bin Düsseldorfer«. Oder Kölner, je nachdem, wo Sie sich aufhalten.

Polonaise

Die Polonaise gehört zur Kategorie der rheinischen Schreit- und Zwangstänze und wird wie die meisten anderen Sexualkrankheiten durch Körperkontakt übertragen. Im Fall der Polonaise geschieht dies durch Handauflegen im Schulterbereich.

Als Auslöser einer Polonaise gelten alle Lieder, die aktiv zum Frohsinn auffordern oder in rheinischer Mundart gedichtet sind, also alle. Aber auch der Flügelschlag eines Schmetterlings in Brasilien kann bei günstiger Witterung eine Polonaise in Nippes auslösen.

Ist ein Rheinländer vom Polonaisevirus befallen, wird sein Blick glasig, die Bewegungen fahrig, sein Lachen schrill und seine Reden obszön und laut. Mit anderen Worten: Eine Infektion ist mit bloßem Auge gar nicht zu erkennen.

Vom FC lernen von Marina Barth

Vom FC lernen, heißt verlieren lernen. Du kriegst jede Woche in die Fresse und sagst hinterher:

Diesmal habe ich aber weniger Zähne verloren.

Diesmal ist das blaue Auge kleiner als letztes Mal.

Diesmal hat es eine ganze Weile so ausgesehen, als ob ich zurückschlagen könnte.

Und geheult wird nie. Also schon geheult, aber nicht geheult. Nicht wehleidig, ergriffen. Ergriffen davon, dass man gar nicht so schlecht ausgesehen hat, bevor man zu Boden ging.

Und dass es ums Wiederaufstehen geht.

Und ums nächste Mal, wo man es schaffen kann, stehen zu bleiben. Vielleicht.

Und dann kriegst du wieder in die Fresse und schmeckst den Staub zwischen den Zähnen.

Vom FC lernen, heißt lernen, dass es immer weitergeht. Dass nie der Bretterzaun kommt. Sondern höchstens Tabellenplatz 18. Der kommt zwar schnell, aber wenn du einmal da bist, dann heißt das schließlich auch, dass es nicht mehr weiter runter geht. Dass der Fall am Boden immer zu Ende ist. Woche für Woche für Woche für Woche. Irgendwann denkst du, Platz 18 ist doch ok. Ich mein‘, einer von 18 muss ja auf Platz 18 sein und dir wird schwindelig, wenn du mal auf Platz siebzehn bist. Für eine Woche.

Vom FC lernen, heißt lernen, dass niemand ein neues Stadion braucht. Weil man eh immer rechtzeitig absteigt.

Vom FC lernen heißt lernen, dass das alte noch gut genug ist. Oder der alte. Allerdings nicht der alte Trainer. Der kann noch so gut sein, das ist nie gut genug. Nur der neue Trainer ist gut.

Vom FC lernen, heißt lernen, dass man nicht der Trainer sein will. Sondern der Tormann. Oder der Bock. Solange er nicht der Sündenbock ist. Auf keinen Fall aber der Gärtner.

Vom FC lernen, heißt lernen, dass früher gar nichts besser war und nicht für jedes Problem eine Lösung bereitsteht. Noch nicht mal für jedes zweite. Genaugenommen gibt es für die meisten Probleme überhaupt keine Lösungen, sondern nur Pflaster. Aber damit kann man zurechtkommen. Man zieht die Verliererschuhe aus und kauft sich nach dem Spiel wieder ein paar Neue. Potentielle Gewinnerschuhe.

Vom FC lernen, heißt wisssen, dass man im Leben nicht vorwärtskommt, sondern hin- und herschwingt, wie Tarzan der Dschungelheld. Vor – zurück. Vor – zurück. Und dass das den meisten Spass macht! Sobald man das Schwingen selbst genießt und aus voller Seele vor Angst und Entzücken kreischt.

Und dann stolperst du verschwitzt aus der gnadenlos überfüllten Strassenbahn, froh, wieder atmen zu können, als ein Sturzregen dein Trickot durchweicht. Frierend marschierst du mit hunderten, tausenden auf das Stadion zu, dass wie eine finstere,

morbide Festung hoch in der Ebene aufragt. Mit vier riesigen rostigen Wachtürmen, aus denen Rauch aufzusteigen scheint, wie aus den Feuern ringsum, auf denen eifrig Tiere gegart werden. Oder sind es die Kinder des Feindes? Brandgeruch jedenfalls ist in der Luft.

Blitze schlagen rings um das Stadion in die Wiesen ein und du weißt, dass du mit jedem Schritt vorwärts die sogenannte Zivilisation weit hinter dir lässt. Du betrittst ein Land, in dem immer der Stärkere gewinnt, der Glücklichere und in dem kein Trost, kein Sozialplan, keine Gnade, keine Höflichkeit existieren, sondern Gegner aufeinander prallen. In dem von Weitem das Schlagen der Trommeln, das Brüllen der aufgepeitschten Herzen und der Geruch nach Schweiß und Urin den letzten Winkel deines Bewußtseins vernebelt.

Wächter haben tief vermummt und schwer bewaffet unüberwindliche Frontlinien gezogen, ihre Hunde bellen sich hinter eisernen Maulkörben heiser und zerren an den Ketten. Martialische Reiter umkreisen Ankommende und treiben sie zu denToren, sodass sich die Garnisonen rechtzeitig trennen.

Werft sie den Löwen vor!, hörst du dich brüllen und: Kreuzigt ihn! Den Schiri.

Gespenstisch huschen die Lichter der Rettungsfahrzeuge über die Menagerie und jeder weiß, dass es keine Rettung gibt, dass du verloren bist. Op vür – op zeröck, neues Spell neues Jlöck – op Treu un op Ihr – mier stonn ze dir...

Schlachtgesänge reißen jedliche Vernunft fort, jede mühsam erworbene Sozialisation. Teil von einem Großen sein, dazuzugehören und wenn es zu den Loosern ist, lockt mit solcher Macht, dass niemand wiederstehen kann. Nicht allein sein auf weiter Flur, sondern da, wo man dich kennt und so ist wie du.

Der gnadenlose Regen, der dem Zuschauer aufs Dach und den Gladiatoren ins Gesicht prasselt, verwandelt den Rasen in einen tückischen Sumpf.

Der Rausch, das gigantische Tosen spült dich am Ende eines aussichtlosen Anrennens gegen feindlichen Linien an die Gestade der dampfenden Trümmerfeldes, wo du betäubt von einem grellen Pfiff erwachst und auf dem Rückzug fesstellen musst – du hast wieder verloren. Gegen die trüben Grubenlampen aus dem Ruhrpott.

Aber das nächste Mal, die Bayern, die kriegen wir! Bestimmt! Wir haben das Zeug dazu! Vom FC lernen, heißt, der Realität entschlossen ins Gesicht spucken.

Auf dem Heimweg fragt niemand am Wegesrand, ob wir gewonnen haben.
Vom FC lernen, heißt, wissen, wie es ausgegangen ist und so tun, als ginge es darum gar nicht. Trotzig. Hoch erhobenen Hauptes. Na und?!

Beim FC ist niemand allein. Sondern alle weit hinten.

LIMA Poetry 2021 • Der UWE-Lesebühnenwettbewerb •

Kreis mit Berg aus Halle

Lob der Lyrik von Christian Kreis

Neulich erhielt ich folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr Kreis, Wein und Poesie… Das ist ein uraltes Paar, wurde doch schon in der Antike Wein mit kunstvollen Versen gerühmt. Kein Wunder also, dass auch Luigi Avogadri – rühriger Winzer auf Sizilien – der Dichtkunst zugewandt ist. Einmal in Form seines köstlichen Avogadri Nero d'Avola, denn der Wein ist wahrlich ein Gedicht, und zweitens als Zitat von Marcus Tullius Cicero, welches das Etikett unserer aktuellen Empfehlung ziert. Freuen Sie sich also auf trinkbare Lyrik, die Sie Strophe für Strophe erleben können. Ihr Depotinhaber Karsten Müller".

Das ist der schönste Brief, der mich seit langem erreicht hat. Ein bodenständiger Geschäftsmann, der mit Herz und Leber die Lyrik liebt! Mit meiner Jacques'-Kundenkarte bekomme ich nun regelmäßig ab einem Bestellwert von 50 Euro versandkostenfrei trinkbare Lyrik bis an die Wohnungstür geliefert. Bequemer und sicherer kann man in den Zeiten von Corona nicht dichter werden. Und wenn ich die vielen geleerten Flaschen schlußendlich zum Glascontainer um die Ecke schleppe, weiß ich auch, was ich die ganze Woche über getan habe.

In dieser Zeit ist ja auch viel von Unterstützung der Künstler die Rede. „Kultur ans Netz" oder wie diese Programme heißen. Ich plädiere für „Kultur ans Glas". Wenn Du mich, lieber Leser, unterstützen möchtest, bestelle bei Jaques' Weindepot und gib mich als Empfehlenden an, dann werden wir beide belohnt. Du bekommst 10 Euro gutgeschrieben und ich 20 Euro. Eine klassische Wein-Wein-Situation.

Wer jetzt denkt, ich mache Schleichwerbung für Jaques' Weindepot, dem kann ich versichern, daß ich für Jaques' Weindepot ganz offen Werbung mache. Jaques' Weindepot!, falls es jemand noch nicht kennen sollte, ich kann es nur empfehlen. Denn seit ich bei Jaques' Weindepot Wein bestelle, weiß ich auch, daß ich kein Alkoholiker bin. Einen Alkoholiker erkennt man daran, daß es ihm völlig egal ist, was er trinkt. Zum Beispiel Wein vom Penny. Spuck! Ich trinke lieber poetisch Primitivo, Barolo und Bordaux, et cetero von Jaques' Weindepot. Alles im roten Bereich. Habe ich schon erwähnt, daß die Weinkultur zum Immateriellen UNESCO-Weltkulturerbe zählt? Seit Jahrhunderten bestimmt die Weinkultur auch in Deutschland den Lebensrhythmus vieler Menschen, vom ersten Glas nach dem Frühstück bis zum gepflegten Vollsuff am Nachmittag. Daraus entstanden zahlreiche Bräuche und jahreszeitliche Feste, von denen das traditionelle Eimersaufen auf Mallorca sicher nur das bekannteste ist.

Natürlich kann man nicht die ganze Zeit Wein trinken. Wer vernünftig ist, trinkt auch mal Bier. Oder wie wir Feingeister sagen, süffige Prosa. Ich verfüge über eine gut sortierte Bierbibliothek mit Werken aus Bayern und Tschechien. Ein bißchen Sorgen bereitet mir allerdings mein Lesebühnenkumpel Peter Berg. Er trinkt Sternburg aus Plasteflaschen. Ich hoffe, er holt sich bald professionelle Hilfe. Wein kann er gar nicht trinken. Es gelingt ihm einfach nicht, seine an süffiger Prosa geschulte Trinkgeschwindigkeit auf trinkbare Lyrik umzustellen. Nach einer halben Stunde wäre er durch. Dabei ist das doch eine wichtige Kulturtechnik der gebildeten urbanen Elite bitrinkual zwischen beiden Getränken elegant switchen zu können. Überhaupt lebt Peter, wie ich immer wieder feststellen muß, ziemlich unkultiviert, er raucht auch noch. Wegen der Gesundheit habe ich kürzlich mit dem Rauchen aufgehört. Positiver Nebeneffekt, ich kann jetzt mehr trinken. Ich bekomme keine Kopfschmerzen mehr. Eine schöne Erfahrung nach über 20 Jahren Kopfschmerz.

Meine katholische Freundin und ich sind jetzt auch seit fast 20 Jahre zusammen. Was nicht zuletzt daran liegt, daß wir als Paar sehr gut miteinander trinken können. Das ist wichtig. Als Paar braucht man gemeinsame Interessen. Andere Paare, die ihre Beziehung auffrischen wollen, fangen irgendwann einen Tangokurs an, der ihnen knallhart die körperlichen Grenzen aufzeigt. Wir öffnen einfach eine Flasche Wein. Das ist nicht so ernüchternd.

Ich kenne allerdings Menschen, die wirklich ein Problem mit Alkohol haben. Leider gehört meine Mutter dazu. Jedes Mal, wenn ich ihr erzähle, wie viel ich trinke, hat sie ein Problem damit. Wahrscheinlich liegt es daran, daß sie nie in ihrem Leben getrunken hat und gar nicht einschätzen kann, was viel oder wenig ist. Für sie ist eine Flasche Wein am Abend schon viel. Ich weiß gar nicht, wie meine Mutter es mit meinem Vater aushält. Chronische Abstinenz führt zu einer realistischen Wahrnehmung des Partners, das kann für eine Beziehung nicht gut sein.

Man mag es kaum glauben, aber meine grundoptimistische Freundin hat es für den September geschafft, ein paar Tage in Kloster auf Hiddensee zu buchen. Dort, im Gerhart Hauptmann Haus, kann man im Weinkeller übrigens ein Gedicht lesen, das Gerhart Hauptmann seinem Weinhändler gewidmet hat, worauf dieser ihn angeblich kostenlos mit Wein versorgt haben soll. Es ist ein Gedicht, dem man den regelmäßigen Alkoholgenuß seines Schöpfers bereits anmerkt. Ich möchte an diese schöne Tradition anknüpfen.

Lieber Herr Karsten Müller

Sie sind mein Abfüller

Denn seit Corona und Covid

Trink ich wie Goethe und Ovid

Ach, wie bin ich froh

Über Jacques‘ Depot

Hoch gepriesen sei’s

Herzlich ihr Christian Kreis

Der LIMA-Lesebühnenwettbewerb und das UNESCO-Weltkulturerbe von Christian Kreis

Vor einem halben Jahr rief mich Herbert Beesten an und verkündete, daß es wieder einen LIMA-Lesebühnenwettbewerb geben würde. Ich hatte schon nicht mehr damit gerechnet, die arg lädierte Wandertrophäe aus Styropor und Klebeband loszuwerden, die seit unserem letzten Gewinn bei mir auf dem Küchensofa verstaubte. Gegenüber meinem Lesebühnenkollegen Peter Berg mußte ich damals sogar die Zusicherung abgeben, im Falle eines Sieges die Trophäe unbedingt zu mir zu nehmen, sonst liest er lieber einen ganz schlechten Text. Das Ding sieht nämlich wirklich nicht schön aus. Insofern paßt es aber auch wieder ganz gut zu einem Wettbewerb, der in Magdeburg stattfindet.

2013 sind wir das erste Mal angetreten. Wir bekamen zwei Freigetränke und einen Essengutschein für eine vegetarische Speise, was wir Herbert zu verdanken hatten, der gerade frisch zum Vegetarismus konvertiert war. Es wurde uns auch ein Übernachtungsplatz zugesichert. Herbert meinte, na ja, Übernachtungssplatz… Es wäre vielleicht gut, wenn wir einen Schlafsack und eine Isomatte dabeihätten. Und ja, im Nachhinein betrachtet wäre es auch noch gut gewesen, ein Holzkreuz und einen Ring mit Knoblauch am Mann gehabt zu haben, denn wir wurden in einer riesigen, seit einiger Zeit bereits leerstehenden Villa der katholischen Kolpinggesellschaft untergebracht, ohne Strom und Wasser, dafür befand sich draußen ein Dixiklo, wo man nachts im fahlen Magdeburger Mondschein seinem einsamen Geschäft hätte nachgehen können, bevor man dem Ripper von Sudenburg begegnete. Drinnen lagen Matratzen verstreut auf dem Boden, die den Eindruck erweckten, als hätten sich einst die Priester des Hauses darauf an ihren Schützlingen vergangen. Unvergesslich der starre Gesichtsausdruck der jungen Slampoetry-Mannundfrauschaft aus Hannover, als ihnen gewahr wurde, wo sie heute Nacht zu schlafen hatten, schon dafür hatte sich die Teilnahme am LIMA-Lesebühnenwettbewerb gelohnt; es war wohl die schlimmste Unterkunft ihres noch ach so jungen Lebens. Augenblicklich traten sie die Flucht in Richtung Bahnhof an, in der verzweifelten Hoffnung, doch noch eine Bahn zu erwischen. Hauptsache raus aus Magdeburg.

2014 traten wir erneut an. Diesmal gab es sogar veganes Essen, weshalb ich mich vorrausschauend mit Wurststullen versorgt hatte. Wie wir von einer Kölner Lesebühne erfuhren, hatten sie – noch vorrausschauender – ihr bescheidenes Honorar wohlweislich komplett in ein Hotelzimmer investiert, zu dem sie nun aufbrachen, während wir von Herbert zu einer Wohnung gebracht wurden, die gerade leer stand, da ihr Vormieter aus altersbedingten Gründen auf den Friedhof umgezogen war. Ein reinlicher Duft von Desinfektionsmitteln umgab uns, was darauf schließen ließ, daß die Räumlichkeiten vor einem Wiederbezug gründlich gereinigt worden waren. Außerdem befand sich die Wohnung innerhalb eines Altenheims, was wir schon als puren Luxus empfanden, schließlich gab es dort elektrisches Licht und sogar ein Wasserklosett, wir legten unsere Schlafsäcke auf dem Fußboden aus, und machten es uns gemüt-

lich, als wir vom Hausflur her Schritte von Bettflüchtigen hörten, die manchmal an der Tür klinkten, aber es war ja von innen abgeschlossen.

Auch 2015 durften wir wieder antreten. Der LIMA-Lesebühnenwettbewerb fand im Rahmen eines Kunstfestivals statt, das Herbert zusammen mit Karsten wieder mit viel Engagement organisiert hatte, und gerade in diesem Jahr war es eine außergewöhnliche Location, in der wir dann auch, wie sollte es anders sein, übernachten würden, ein Ort der seit kurzem nicht mehr seiner eigentlichen Bestimmung diente, aber noch den ganzen Charme und die Atmosphäre verströmte, die so eine alte Justizvollzugsanstalt haben kann. Dort kam es leider zu einer kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen Peter und mir. Mein Zellengenosse war nämlich der Auffassung, er könne nur bei geöffnetem Fenster schlafen. Er brauche frische Luft. In dem Moment konnte ich nachvollziehen, warum es zwischen Häftlingen oft zu schockierenden Gewalthandlungen kommt. Es tut mir ja leid, aber wer bei geöffnetem Fenster schlafen will, sollte sich bitte nicht wundern, wenn jemand ein Kissen ganz fest auf sein Gesicht drückt. Ein geöffnetes Fenster bedeutet Zugluft, einen steifen Nacken, und Erkältungen. Zum Glück begriff Peter schnell, daß bei geöffnetem Fenster auch die Beats aus den Boxen der riesigen Musikanlage, die in dieser Nacht auf dem Hof bis früh um fünf für Stimmung sorgte, sehr deutlich zu hören gewesen wären.

Damit hatten wir eigentlich alles erlebt, was man bei dem LIMA-Lesebühnenwettbewerb erleben kann und dabei die spannendsten Übernachtungsmöglichkeiten kennengelernt, die Magdeburg zu bieten hat. Und daß man uns bei einer weiteren Teilnahme noch in einer Magdeburger Leichenaufbewahrungshalle unterbringen würde, traute ich schließlich selbst Herbert nicht zu. Umso unglaubwürdiger erschien mir nun die Konditionen für den Lesebühnenwettbewerb 2021. 450 Euro für jeden. Plus Fahrtkosten, und, jetzt kommts, mit Hotelübernachtung. Hotel! Ein Bett, eine Dusche. Was ist der Haken? Sollen wir nackt lesen oder – wie bei innovativen Veranstaltungen üblich – auf die Bühne urinieren? Das wäre ja noch okay gewesen, doch Herbert hat die ganzen Gelder vom Land Sachsen-Anhalt nur deshalb bekommen, weil das Landesmarketing Sachsen-Anhalt als das Bundesland mit der größten Dichte an UNESCO-Weltkulturerbe bewerben möchte. Wir stehen in Sachsen-Anhalt also nicht nur „früher auf“, „denken modern“ und sind das „Ursprungsland der Reformation“, nein, wir haben auch das meiste Unesco-Weltkulturerbe. Und nicht nur das, wahrscheinlich sind wir unter den Bundesländern auch noch die größten Angeber, über die sich zurecht alle lustig machen. Dementsprechend sollen die Texte im weitestgehenden Sinne vom UNESCO-Weltkulturerbe handeln. Zumindest wäre es gut, wenn man in seinem Text das Thema UNESCO-Weltkulturerbe angemessen erwähnt, damit die Förderkriterien für das Projekt zum Thema Unesco-Weltkulturerbe auch erfüllt werden.

Was tut man nicht alles als Lesebühnenautor für eine Hotelübernachtung!

Weltkulturerbe von Peter Berg

Mit dem Weltkulturerbe werden ja eigentlich die Errungenschaften der menschlichen Zivilisation gewürdigt. Deshalb leuchtet es nicht unbedingt ein, weshalb auch Tiere auf der Liste stehen. Oder weshalb ausgerechnet diese.

Beim Schaf, na gut. Es gibt uns seine Wolle zum einen. Zum anderen ist es niedlich. Deshalb wohl steht es gleich zwei Mal auf der Liste.

Der Karpfen allerdings ist ein Rätsel. Er kuckt komisch, er riecht komisch. Und selbst professionelle Angler beschreiben ihn als dreist und hinterhältig. Wer das nicht glaubt, schaue in die Ärztezeitung. Hier lässt sich vom Schicksal einer 61-jährigen Patientin lesen, von einem Silvesterkarpfen, und von eitrig perforierten Stellen in der Nähe des Sphinkters. Der Artikel endet mit einer geschätzten Fischgrätensterblichkeitsrate von etwa 10 Prozent. Wenn der Karpfen also auf der Liste des Weltkulturerbes verbleibt, könnte der Mensch bald auf die Liste der bedrohten Arten gehören.

Genau wie der Kurzflossige Grindwal vor Teneriffa. Hier jedoch hat die Welterbe-Kommission Mitleid bewiesen, Barmherzigkeit mit einem aquatischen Lebewesen, das uns vielleicht nähersteht als der Affe, auch wenn es eher einem aufgeschwämmten Kastanienmännchen ähnelt, das trotz allem fröhlich auf den Wellen spielt.

Aber ähneln wir nicht alle einem Kastanienmännchen? Seien wir doch ehrlich: Es ist nicht leicht „Moby Dünn“ zu bleiben, wenn die Freundin gerne kocht. Auch die hohe Stirn des Grindwals ist etwas, womit der ein oder andere sich identifizieren kann.

Hinzu kommt, dass Grindwale nach dem Abbild der menschlichen Gesellschaft leben. Die Weibchen jedenfalls gebären bis zu einem Alter von etwa 40 Jahren. Dann hören sie plötzlich auf und fragen sich, ob es das alles Wert war. Männer dagegen paaren sich wirklich gern, sie kümmern sich auch, nach eigenem Empfinden, gut um den Nachwuchs, doch irgendwann kehren sie zurück zu ihrer Mutter.

Gleichwohl sind Grindwale nicht nur Abbild, sondern irgendwie auch soziales Vorbild, denn sie verreisen immer nur in großen Gruppen, stets angeführt von einem älteren Weibchen. Einer der Gründe möglicherweise, weshalb ihre Sprache so eigen und schwer verständlich ist. Vielleicht aber auch, weshalb sie massenhaft anstranden. „Nein“, lag es dem Grindwal zwar auf der Zunge, „Wir müssen beim Korallenriff links!“ Doch er schwieg lieber, denn die Frauen sind acht zu eins in der Überzahl.

Aber, he! Niemand behauptet, den Kurzflossigen Grindwal nicht gern im Weltkulturerbe zu sehen. Einige jedoch sähen ihn noch lieber in einem Aquarium. Und damit meine ich nicht unbedingt mich! Es ist nur so, dass der Familienausflug zum Aquarium sich später als Besuch im Fischrestaurant herausstellte. „Wieso schwimmen die Fische nicht?“, wollte ich wissen. – „Na, weil sie ihr Gemüse nicht gegessen haben, Peti, und dann sind sie gestorben!“

Sicher, es ist bestimmt nicht falsch, mehr Äpfel zu kaufen, was aber wäre so schlimm daran, in einem beheizten Pool zu schwimmen, jeden Tag? Und dann wird einem Sushi gebracht, von Leuten, die einen wirklich mögen, weil sie 40 Jahre Ozeanologie studiert haben. Und ich bin nicht der einzige. Frag die Tintenfische! „Er hat ein

Dutzend meiner Cousins gefressen“, werden sie sagen, „der gehört eingesperrt!“

Und versetzten wir uns kurz mal in den Grindwal: Ist es schlimmer, Kinder zu sehen, die einen durch die Glasscheibe anlächeln oder Männer in gelben Seemänteln, die rufen: „Da ist er, macht die Harpune klar!“

Und da fragt man sich doch: Wenn die Entscheidungen zum Kulturerbe wie bei Schaf, Karpfen und Grindwal ablaufen: also eher materiell, mysteriös oder mehrdeutig sind. Sollten wir Tiere dann nicht lieber von der Liste streichen? Es könnte Gerede von Schiebung, Seilschaften und Korruption aufkommen! Oder findet sich da noch eines, das seinen Platz diskussionslos verdient hat? Eines, das uns auf magische Weise vereint?

Hier ein Vorschlag: der Hase! Dass der Hase magisch ist, wird jeder bestätigen, der je seine Geburt miterlebt hat, im Hut eines Bühnenzauberers. Doch nicht allein das macht ihn einzigartig. Zumindest zweifle ich, dass je eines Menschen Geburt mit den Worten „Tadaaaaa!“ begleitet wurde.

Es hat durchaus seinen Grund, weshalb uns der Hase durch die Folklore und Kunst der Menschheitsgeschichte begleitet. Von den Höhlenzeichnungen bis in die Gegenwart. Im Osten wie im Westen. Denken wir etwa an „Nu Pagadie“ oder „Bugs Bunny“! Der Hase hat in Jahrzehnten erbarmungsloser Jagd nie auch nur einen einzigen Kratzer abbekommen. Sobald der Schuss losgeht, pellt sich das Gewehr zu einer Banane. Warum? Weil er Glück hat! Und er ist bereit, es mit der Menschheit zu teilen.

Eine Hasenpfote am Schlüsselring, so heißt es, hilft bei Abiturprüfungen, mit Lottozahlen und gegen Covid. Und das quasi einhändig. Kaum vorstellbar, wieviel Glück ein kompletter Hase enthält. Außerdem natürlich sind sie bewundernswert fertil. Wenn also jemand als Hase bezeichnet wird, bedeutet das weniger, dass er gut hüpfen kann oder sehr viele Mohrrüben isst, vielmehr, dass er weiter und weiter trommelt, wenn allen anderen längst der Saft ausgegangen ist.

Am wichtigsten jedoch ist wohl sein Volontariat an Ostern. Obwohl nun unser Erlöser dahinschied, sorgt er dafür, dass alles wieder okay ist, indem er den Kindern Schokolade bringt. Und er überreicht sie nicht einfach, er versteckt sie! Was für ein putziger Trick! Man muss schon ein Monster sein, diese kleinen Fellbälle nicht zu mögen. Und wenn je ein Tier einen Platz im Weltkulturerbe verdient hat, dann ein näschenzuckender Angorasonnschein. 2022 also, Jahr des Hasen!

Die UWE-LIMA-Texte

LIMA Poetry 2021 • Der UWE-Lesebühnenwettbewerb •

Poetry & Parade aus München

1) Welterbe Taj Mahal von Frank Klötgen

Ein aus Wolken gepurzeltes Sahnebaiser
Aus pudrig gerieselten strichzartem Schnee
Das steinhart erzählt vom symmetrischen Fall
Despotisch wie ein Eiskristall

2) Welterbe Venedig und seine Lagune – die Venediger und ihre Fans

Venediger erwähnen dich viel weniger als du sie
Wenn du deswegen grämig bis‘, sagt keener gnädig „‘Scusi!“

3) Welterbe Hawaii-Volcanoes-Nationalpark

Wasserfälle, Wasserfälle
Und dazwischen Hühnerställe
Wale, Wale, Wale, Wale
Abnormale Muttermale
Dann auf Schlängelpfaden stauen
Beim im Morgengrau‘n beschauen
Erster Sahne Schildvulkane
Unter stolz gehisster Fahne
Und drumherum herrscht nur der Strand
Mit cool erhob‘ner Shaka-Hand

4) Welterbe Stadtviertel und Kanalsystem innerhalb der Singelgracht in Amsterdam

Beim Betrachten der Grachten
Begann ich zu schmachten
Da sprach – wenig sachlich
`Ne Dame vom Fach mich
Fast nackig auf `nen Nachtisch an

„Sachte, Freund, sachte!“ sagte ich mir
Verbrachte die Nacht aber trotzdem mit ihr

Wenn‘s wallt
Ist‘s halt
Nicht leicht für‘n Mann

5) Welterbe Altstadt von Bern – Das A und Ä der Bären

Man sagt zwar, dass in Bern Bär‘n
Schon ob des Namens gern wär‘n
Doch klagte mir `ne Brummbraut
Karg wär‘s hier ohne Umlaut

6) Welterbe Die Tsingies von Bemaraha auf Madagaskar

Dies war einst ein buntes Korallenriff!
Doch als des Seesterns letzten Erben
Ließ uns zurück der Plattenschliff
Nur einen finst‘ren Berg aus Scherben

7) Welterbe Namib-Sandmeer – Dead Vlei

Hier kommt ganz sicher kein Fluss mehr vorbei
Für so viel Hoffnung reicht nicht der Platz auf der Welt
Nur der Lehm der Erinnerung bettet dies Vlei
Und die Gegenwart wirkt wie daneben gestellt

8) Welterbe Victoriafälle

Zu diesem Thema sagte schon
Der Forscher David Livingstone
Begeistert schöne Worte

Nun sehe ich vor Orte:
Es stürmt aus des Sambesi Regen
In einem fort hervor die Gischt
Erfrischt die Welt mit forschem Segen
Derweil sie stumm nach Worten fischt

Und als Sprachloser steh ich vorm tosenden Toben
Und wünschte, ich könnt‘s so wie Livingstone loben

9) Welterbe Nationalpark Serengeti – Weitengrade

Heute dacht‘ ich, kurz vorm Späti,
Plötzlich an die Serengeti.

Du, der Du noch niemals da warst,
Nie ein Gnu so nah im Gras sahst,
Sagst, gar weit wär‘s bis zum Späti.

Alter, in der Serengeti
Klebt an jedem „Ach, so weit ...“
Noch ein Stück Unendlichkeit!

10) Welterbe Schweizer Alpen Jungfrau-Aletsch – Höhenwandrers Nachtlied

Über allen Gipfeln ist Ruh
Da in der Steilwand, das bist du!
Man höret nur ein jähes „Huuch?“
So schnell kann‘s gehen – guten Flug!

11) Welterbe Medina von Essaouira

Du windumbrauste, gischtumsäumte, möwenreichste weiße Stadt,
Die du gassenvendigst
Und fastschillernd predigst,
Sobald mal dein Untergrund Steinboden hat.

Dein Jimi-Hendrix-Erbe setzt als Möglichkeit zum Solo an.
Jim Joplin, Janis Morrison
Machten ebenfalls Station –
Ihr Restrausch verweht jetzt als Kitesurferfun.

Schauergemäuiger Meeresbelag raunt durch der Festung Wall
Den alten Namen Mogador
Zu den Rooftopbars empor –
Ein Neuanstrich riecht oft nach schnellem Verfall.

Hippies, Touris und Souk-Tradition schlucken die Zinnen des Orts.
Dann ergießt sich ins Blau der
Artistische Zauber
Des alle Vokale enthaltenen Worts: Essaouira

12) Welterbe Berlin (zukünftig) – Krankram

Ey, Berlin, wat wird‘n ditte –
Bauste dir `ne neue Mitte?
Nochma eene Innenstadt
Klotzte uns hier hin? Sach, wat
Wird‘n ditte, jetzma echt?!
Ach, `ne Mall? Okay. Nich schlecht...
Halt zum x-ten mal `ne Mall
X-beliebt bei Jung und Aal
Nix für unjut – der Passion
Frönste ja seit Jahren schon
Mag sein, Berlin wird sich aus Freude am Bauen
In eenem Jebäude mal selber verstauen

Pompeji sehen und leben... von Jaromir Konecny

Alle unsere Anträge auf Privatreisen in den Westen haben unsere Genossen in der sozialistischen Tschechoslowakei abgelehnt und ohne einen Vetter bei dem einzigen tschechoslowakischen Reisebüro Čedok konntest du dir auch eine normale Touristenreise abschminken – mit den paar Bussen, die pro Jahr hinausfuhren, wurden in den Westen Rentner exportiert. Rentnerexport stärkte das sozialistische Bruttosozialprodukt. Ein Jahr zuvor haben in Hamburg alle Teilnehmer einer Europa-Rundreise politisches Asyl beantragt, samt Chauffeur. Um den Bus abzuholen, musste man aus der Tschechoslowakei einen Ersatzfahrer nach Deutschland schicken, doch auch der kam nicht mehr zurück. Sicher wollte er wie Josef und ich Pompeji sehen: Was bringt dir dein Weltkulturerbe, wenn du nicht reisen darfst?

Pompeji war ein alter Traum von Jindra und mir. Die seit Jahrhunderten von Lava bedeckte Stadt hatten wir Ende 1970er beim sozialistischen Militär entdeckt – in den Pflichtfernsehnachrichten: Das zukünftige Weltkulturerbe: die exotischen Ruinen, die Statuen, die Wandmalereien – ein Hauch von anderen Ländern und Zeiten wehte plötzlich durch die sozialistische Diktatur – Pompeji! Pompeji wurde unser Traum von Freiheit. Wir lasen alles über Pompeji! Auch nach dem sozialistischen Militär: im Wirtshaus. Unter Alkoholeinfluss!

Doch auch ein paar Jahre später hockten wir immer noch im sozialistischen Wirtshaus und Pompeji war immer noch nur ein Traum. „Wir müssen ein Loch in den Eisernen Vorhang hauen“, sagte Josef, als eine Blondine in die Kneipe kam.

In ihrem Minirock sah sie voll intellektuell aus. So fing ich mit ihr ein intellektuelles Gespräch an: … „Wie heißt du?“

„Milena!“

„Wo arbeitest du?“

„Bei Cedok?“ Was? Flirtete ich gerade mit einer Frau, die bei dem einzigen sozialistischen Reisebüro arbeitete? Mit der Herrin über Visa-Stempel und Reisen in den Westen? In der Hand hielt sie einen Pompeji-Reiseführer. Oh, Zufall, du geile Sau! Ich habe mich in sie sofort verliebt.

Drei Monate später gingen Milena und ich seit 90 Tagen zusammen. Trotzdem mussten Josef und ich raus, aus dieser Scheißdikatur. Bevor wir im Knast landeten, bevor uns die sozialistischen Bullen totprügelten, wie unseren Freund Beda, wie unseren Freund Fofo. Milena organisierte für uns eine Rundreise durch Westeuropa. Ich konnte nicht mehr in der Diktatur leben,… ohne Milena aber auch nicht. Was jetzt?

„Ihr kehrt aber schon aus dem Westen zurück, oder?“, fragte sie eines Abends. Vor unseren Augen wedelte sie mit unseren frischen Pässen. Sie zeigte uns darin Stempel der Visa nach Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und England. Wir griffen danach. Sie zuckte zurück: „Ihr müsst schwören, dass ihr zurückkommt.“ Ich schwor mich bis in die Tränen und heulte die ganze Nacht. Was war wichtiger? Leben? Oder Liebe? Pompeji oder Milena?

Unser Reisebus startete in Prag. Der Eiserne-Vorhang-Brecher war mit Rentnern ge-

füllt wie Pfannkuchen mit Marmelade. In München winkten uns rüstige Rentnerinnen aus den Busfenstern zu und tanzten vor Freude Lambada, als wir unsere Koffer zur Polizeistation am Bahnhof schleppten, um uns als Flüchtlinge zu melden. „Wir setzen uns erst in England ab!“, riefen sie. „Wenn wir die Europareise schon bezahlt haben.“

„Wo wollt ihr hin?“, fragte uns ein Polizist.

„Nach Pompeji!“

„Bombay, gibt’s in Indien“, sagt er. Voll gebildet. Und gutmütig! Nicht einmal eine Wurst auf den Rücken briet er uns mit seinem Schlagstock über wie die Bullen im Sozialismus. Doch von Träumen hielt er auch nichts: Statt nach Pompeji fuhren wir nach Niederbayern – in ein Flüchtlingslager.

Ein Jahr später konnten wir endlich unsere Schicksalsreise antreten: Am 1. April 1983 um 10 Uhr am Vormittag standen wir vor dem Eingang in unsere Traumstadt – Pompeji!

Massen von Touristen strömten aus ihren Bussen und und stürmten das Paradies. Pompeji!

Dem Eingang gegenüber liegt ein Cafégarten. Von dort genießen wir die Aussicht aufs gelobte Land. Nur nichts überstürzen! Die bunten Touristen im Café wechseln sich genauso schnell ab, wie unsere Biere nachgeschoben werden. Jesses! Sieben Jahre haben wir gebraucht, um hier zu landen! Ist es nicht irre? Bald werden wir zwischen Gebäuden laufen, die schon vor Tausenden von Jahren von armen Schweinen aus dem Boden gestampft wurden. Von Rechtlosen, von Sklaven, von Menschen, die ins gelobte Land geflüchtet waren, um dort statt acht Stunden wie zu Hause, sechzehn Stunden am Tag zu schuften: Von armen Schweinen wie uns.

Zeit aufzustehen, Zeit reinzugehen. Ins Pompeji! Aber! – diese Touristenmassen...! Besucher aus aller Welt! Japaner, Amerikaner, Holländer, Magdeburger... Dieses Gedränge! Wir schauen uns an, wir suchen nach einer Erklärung. Jindra zeigt auf das so ersehnte Pompeji und sagt: „Es ist sowieso nur ein Haufen Steine...“ Wir trinken unser Bier aus und fahren nach München zurück. In Pompeji, ohne Pompeji besucht zu haben. Im Zug träume ich von Milena aus dem sozialistischen Reisebüro.

LIMA Poetry 2021 • Der UWE-Lesebühnenwettbewerb •

Die höflichen ... aus Magdeburg

Ein Teil meiner DNA von Leonard Schubert

Anmoderation: *Ich bin im Rheinland aufgewachsen und möchte über ein Thema sprechen, um das man dort nicht herumkommt: Den rheinischen Karneval. Das Erlebte hat mich tief geprägt und ich habe zur Verarbeitung einen Text geschrieben.*

Als ich ein Kind war, erinnerte mich der rheinische Karneval immer an eine Art überdimensionierten Bahnhof mit schlechter Musik: Es roch überall nach Pisse und abgestandenem Bier und alle warteten ständig auf den Zug.

Ich glaube, in meiner Straße gab es genau zwei Sorten Mensch: Diejenigen, die schon Jahre im Voraus ein Ferienhaus an der Nordsee gemietet hatten, beim ersten Anzeichen der Karnevalstage ihre Koffer packten und bei einer Frikandel und dem Blick aufs Meer daran dachten, was für eine Wohltat es war, nicht zu Hause sein zu müssen. Und denen, die plötzlich 6 Tage lang einen völlig übertriebenen Lokalpatriotismus entwickelten, sich in ihre viel zu kleinen Seemanns- oder Cowgirlkostüme warfen, und so taten, als könnten sie plötzlich kölsch sprechen.

Das waren die Menschen, die sich auf einmal für lustig und verrückt hielten, weil sie sich eine rote Pappnase aufsetzten oder es geschafft hatten, betrunken trotzdem das Klo zu treffen. Überall sah man die sonst spießigen Nachbarn aufdringlich-fröhlich durch die Straßen wabbeln, Bonbons fangen und erst nach Hause kommen, wenn der Herpes derartig aufblühte, dass das nächste Bier nicht mehr in den Mund passen wollte.

Spätestens nach zwei Tagen kamen die Anrufe heulender Freundinnen, weil ihr Freund hinter der Turnhalle eine Pippi Langstrumpf im Stehen gevögelt oder ihr Vater durch die 10. Lokalrunde mit den Worten „Drink doch ene mit“ auch das letzte Urlaubsgeld verprasst hatte. Andere heulten, weil sie plötzlich so berührt waren, von ihrer Stadt und dem Zusammenhalt und wie schön das alles hier war, nur halt schade, dass einem immer die „doofen Touristen die besten Plätze wegschnappen, aber näää, watt sind wir nicht alle weltoffen und fröhlich, et is schon jeck, wie unwahrscheinlich weltoffen ma alle sin.“

Von wegen weltoffen! Karneval war eine Jahreszeit gewordene Entschuldigung für die Menschen, sich einfach mal so richtig scheiße zu benehmen. Karneval, das waren die Schlägereien Betrunkener am Hauptbahnhof und überfüllte S-Bahnen, in denen Horden von Touristen in bayrischen Trachten 15 Mal hintereinander das Fliegerlied sangen. Karneval waren die traurigen Augen der Mettigel in den Hausfluren. War

das ohrenbetäubende „Alaaf“, bevor dir eine Breitseite steinharter Karamellbonbons in die Fresse donnerte und der Schweiß, der von Turnhallendecken tropfte, unter denen pickelige Jugendliche mit einem Bier in der Hand zum „Roten Pferd“ auf- und abhüpften. Karneval, das waren die Erkältungen und Hustenanfälle, „weil eine Krankenschwester mit Jacke eben nicht sexy aussieht“, waren Jugendliche, die sich durch ihr Stadtviertel vögelten und unrasierte Männer in den Fünfzigern, die junge Frauen begrapschten und etwas von „lecker Mädschen“ faselten. Karneval war dreckig und stinkend und laut, aber ganz sicher nicht weltoffen.

Im Fernsehen sah man plötzlich nur noch die Höhner, Karnevalsprinzen und von Menschenmassen verstopfte Straßen, oder alternativ Ausschnitte aus der Stunksitzung, deren Einlagen kritisch sein sollten, aber so schlecht waren, dass es den Tusch am Ende einer Pointe auch brauchte, um diese als solche zu erkennen. Das ging dann ungefähr so:

Isch jeh also rein zum Kardinal Wölki und frage ihn: „Sach mal, haste nach der janzen Aktion mit den Kindesmissbräuschen nicht an Rücktritt jedacht?“

Da sacht der zu mir: „Nee, Jupp, Rücktrittbremse brauch ich nicht, ich hab ja Handbremsen dran.“

Tä-tää, tä-tää, tä-täää.

Wie hatte das jemals Weltkulturerbe werden können?

Mein Unverständnis änderte sich erst, als ich aus dem Rheinland fortzog. Zunächst bemerkte ich nichts und benahm mich weitestgehend wie ein zivilisierter, junger Mann, der sich um einen seriösen Studienabschluss bemühte.

Doch zum Ende des ersten Semesters, Ende Februar dann, spürte ich auf einmal ein leichtes Kribbeln in meinen Fingerspitzen, die beim morgendlichen Zähneputzen wie von selbst meinen Kulturbeutel nach einem Schminkstift absuchten. Ab und zu flackerte mein Blick, und ich sah, wie von Geisterhand, meine Kommilitonen für einige Millisekunden als Bären, Krankenschwestern und Cowboys verkleidet durch die Gänge schlurfen. Die alten Damen im Park schauten irritiert zu mir herüber, wenn ein lautes „Alaaf“ aus meiner Kehle erschallte, während sie den Enten Brotkrumen hinwarfen und wenn mein Kumpel Lukas einen dummen Witz machte, ertönte ein leises „Tätää“, das komischerweise immer der Ecke zu entspringen schien, in der ich gerade stand. In der Straßenbahn hakte ich meine Sitznachbarn ein und begann aus Reflex mit ihnen zu schunkeln und als die Prüfungen anstanden, beruhigte ich eine aufgeregte Studentin, indem ich ihr tief in die Augen sah und sagte „Kopf hoch, es hätt noch immer jot jejange!“

Ich erwischte mich dabei, wie ich in Kneipen lief, um wildfremde Menschen auf ein Bier einzuladen und beim Anblick von Turnhallen meine Oma vor mir sah, die noch mit 90 Jahren vor einem Publikum ihr Programm aufgeführt hatte. „Nicht, weil ich Karnevalistin bin, sondern um den Leuten eine Freude zu machen“, wie sie immer betonte, bevor sie stolz und bescheiden zugleich wieder nach Hause lief, während die Leute drinnen johlten und klatschten.

Auf einmal sah ich Momente vor mir, in denen sich die Leute wirklich miteinander unterhielten und neue Freundschaften schlossen, die vielen, liebevoll gebastelten Dekorationen in den einzelnen Stadtvierteln und die strahlenden Augen der Kinder, die in ihren Kostümen herumtobten. Ich dachte an die heilende Kraft, gemeinsam zu singen und sich selbst, wenigstens für ein paar Tage, nicht ganz so ernst zu nehmen. An echte Heimatlieder, die dem Herzen der Menschen entsprangen, an die Krapfen meiner Tante und die echte Liebe, die in manchen Augenblicken wie Magie in der Luft lag. Heimweh stieg in mir empor, und die Sehnsucht nach einem bestimmten Lebensgefühl und einem Schlag Mensch. Heimweh nach etwas, das am Ende doch mehr ist als Bier, Kostüme und fragwürdige Musik. Nach einem Gefühl und einer Art, die sich, ohne, dass ich es wusste, ihren Weg in meine DNA gebrannt hatte.

Also lief ich los, bis meine Lunge brannte und meine Turnschuhsohlen qualmten, ich rannte und rannte, bis ich am Bahnhof angekommen war. Denn irgendwie ist Karneval für mich eine Art überdimensionierter Bahnhof mit schlechter Musik: Es riecht nach kaltem Schweiß und abgestandenem Bier und alle warten ständig auf den Zug. Aber erstens tun wir das alle gemeinsam, und zweitens wird nirgendwo so schön auf den Zug gewartet, wie beim rheinischen Karneval. Also setzte ich mir eine rote Pappnase auf, kaufte ein Fass Freibier für alle und begann, auf einer kalten Bank an Gleis drei leise zu singen: Da simmer dabei, dat is prima, viva Colonia…

Das große Erbe von Lars Johansen

Als Simone Mittelstedt an diesem Morgen erwachte, wusste sie sofort, dass irgendetwas anders war als sonst. Sie spürte die Veränderung spätestens, als das Telefon klingelte und der Oberbürgermeister am anderen Ende der Leitung ihr seine Glückwünsche aussprach. Ein wenig müde noch fragte sie:

Was ist denn los?

Aber Frau Mittelstedt, sie sind doch seit heute UNESCO-Welt-Erbe.

Ich?

Natürlich. Ich komme nachher vorbei und bringe die Plakette an.

Wo?

An Ihnen. Das wird ein großes Ereignis. Presse, Funk und Fernsehen werden dabei sein. Wir sind stolz auf Sie. Wir sehen uns dann.

Er legte auf und Simone Mittelstedt starrte den Hörer an.

Sie begann zu überlegen, was da vorgefallen war. Sie erinnerte sich daran, dass ihr verstorbener Mann einmal irgendetwas von einer Bewerbung gemurmelt hatte. Sie dachte, es wäre um eine Arbeit gegangen, weil er sich neben der eher kleinen Rente noch etwas dazuverdienen wollte. Und dann waren eines Tages ein paar Männer vorbei gekommen, um sie, wie sie sagten, zu begutachten. Helmut, ihr Mann, hatte ihr alles erklärt, wie er ihr immer alles erklärt hatte, auch wenn sie es selbst schon lange verstanden hatte. Aber sie hatte ihm immer Recht gegeben, denn Helmut hatte gerne Recht. Und nun, Jahre später, war sie auf einmal… Ja was eigentlich?

Und da klingelte das Telefon erneut.

Herzlichen Glückwunsch. Das ist ja fabelhaft.

Was? Und wer sind Sie?

Ich bin Ihr Ministerpräsident. Ich freue mich, Sie als UNESCO-Welt-Erbe begrüßen zu können. Das ist sensationell und einmalig. Schön, dass es geklappt hat. Wir haben ihnen alle fest die Daumen gehalten und es hat genützt.

Sie erfuhr, dass sie sich in einer Kampfabstimmung gegen den Harz, Lindenblütenhonig und einen Stummfilm über Rosinen aus Aserbaidschan durchgesetzt hatte. Ob nun der Film oder die Rosinen aus Aserbaidschan waren, hatte sie nicht ganz verstanden. Dann waren da noch eine Kokosnusssorte aus Haiti und irgendein Dom aus Spanien. Aber sie hatte es geschafft.

Und dann rief auch schon ein Vertreter der UNESCO an: Frau Mittelstedt?

Ja?

Sehr schön, herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Erfolg. Sie sind ja jetzt UNESCO-Welt-Erbe. Freuen Sie sich?

Ich weiß nicht genau.

Das ist ja richtig zauberhaft. Sie weiß es nicht genau. So bescheiden. Aber da kommt ja jetzt eine Menge Verantwortung auf Sie zu.

Was?

Frau Mittelstedt, Sie sind doch jetzt UNESCO-Welt-Erbe.

Ja, und?

Und das bedeutet, dass Sie bedeutsam sind.

Aber ich bin doch nur ganz normal, durchschnittlich.

Eben. Genau darum sind Sie es doch geworden, Welt-Erbe meine ich. Sie sind so durchschnittlich und normal, dass es schon außergewöhnlich ist. Schützens- und erhaltenswert.

Und was muss ich jetzt machen?

So bleiben wie Sie sind. Bloß nicht verändern.

Aber ich wollte doch ins Heim, jetzt wo der Helmut tot ist.

Kommt nicht in Frage. Sie bleiben in Ihrer Wohnung. Und tragen Sie da etwa einen neuen Morgenmantel?

Beobachten Sie mich etwa?

Natürlich, dem haben Sie damals sogar schriftlich zugestimmt.

Sie erinnerte sich daran, dass Helmut sie gebeten hatte, ein paar Papiere zu unterschreiben. Und sie hatte immer unterschrieben, was er ihr so vorgelegt hatte. Aber richtig klar war ihr nicht, was sie allem zugestimmt hatte. Sie fragte: Ist da noch mehr?

Das Übliche halt, Frau Mittelstedt. Kein Wohnortwechsel, keine Werbeverträge, keine übergroßen Neuanschaffungen. Und wenn sie zum Friseur gehen, dann rufen Sie vorher kurz durch, damit wir uns da abstimmen können. Das gilt auch für Kleidung und Schminke.

Schminke?

Ja, natürlich, Sie dürfen sich nicht verändern. Und das dürfte Ihnen doch nicht schwer fallen. Schon Ihr ganzes Leben sind Sie so gleichbleibend mittelmäßig, dass es die reine Freude ist.

Aber was, wenn ich sterbe, wie mein Helmut?

Das werden Sie nicht. Keine Veränderungen. Wir kümmern uns und helfen Ihnen.

Dann bin ich jetzt unsterblich?

Wir werden alles dafür tun. Garantieren können wir nichts. Aber nach Ihrem Tode würde der Welt-Erbe-Status erlöschen. Und das werden Sie doch nicht wollen.

Was für ein Welt-Erbe bin ich überhaupt? Weltkultur-Erbe? Weltdokumenten-Erbe?

Sie sind eine neue Kategorie. Sie kriegen ja nachher die Plakette.

Der Hörer wurde aufgelegt. Simone Mittelstedt überlegte. Plötzlich wachte sie auf. Es war wohl nur ein schlechter Traum gewesen. Da klingelte das Telefon.

Frau Mittelstedt?

Sagte eine ihr wohlbekannte Stimme. Und dann gratulierte ihr der Bürgermeister. Dabei hatte sie doch gar nicht Geburtstag.

An Fäden von Sandy Gärtner

Like A Puppet on a String

Ein eigenartiger, eigentümlicher Geruch kroch ihr in die Nase. Sie betrat das Atelier des Hauses. Der Puppenbauer und Atelierchef werkelte mit einem spitzen Werkzeug an einer Puppe herum, die ganz aus Holz geschnitzt war.

In der anderen Ecke wurde ein ebenso hölzernes Geschöpf mit einem roten Mantel bekleidet. „Hallo, ich bin die Regieassistentin“, sagte die Praktikantin zaghaft, „Ich habe den Auftrag der Regisseurin,… also ich sollte fragen…“, stammelte sie, berauscht von dem Geruch und dem Blick des charismatischen Puppenbauers ausgeliefert, der soeben einer Puppe einen Arm schenkte und an irgendwelchen Schanieren schraubte, dabei jedoch gleichzeitig die Praktikantin fixierte. „…also ich soll fragen, wann wir denn endlich mit den Puppen proben können.“, schmetterte sie heraus, etwas barscher als sie wollte.

„Aha… ich arbeite!“, rief er barsch zurück. „Mehr als das kann ich nicht, ist ja hier keine Fabrik!“ „Nun ja, aber die Puppen sind ja schon wichtig…“ „Menschenskinder, ja! Ich bau ja schon. Das siehst du doch! Oder?“

Die Schneiderin in der anderen Ecke hob die „rotbemantelte“ Puppe am Hals empor, betrachtete ihr Werk und rief: „Und gefädelt sind die auch noch nicht. Also frühestens nächste Woche.“

„Aha.“, sagte die Praktikantin, „Vielen Dank.“ Und damit verließ sie das Atelier, das eine eigene Welt zu sein schien und ging zur Regisseurin, ihr diese Nachricht zu überbringen.

„Was?!“, donnerte diese los, „Das kann doch nicht wahr sein?!“, erhob sich und marschierte schnurstracks ins Atelier. „Komm mit!“, rief sie ihr über die Schulter zu und so tappelte die Praktikantin hinterher.

Im Atelier angekommen, schienen nun die Arme der Puppe angebracht zu sein, leblos lag sie auf der Werkbank. Wie ausdrucksstark war dieses Gesicht, ganz und gar aus Holz geschnitzt, mit großen aufgemalten Augen in Sichelmondform, eine große Nase, ein wohlgeformter Mund mit roten Lippen. Der Kopf ebenso groß wie der Körper; dieser war teilweise mit Metall beschlagen und Fell war daran befestigt, als hätte die Puppe Kleidung an. Ihre Hände waren Hühnerknochen-ähnliche Gebilde, feingliedrige dreizählige Knochenfinger. Und Füße hatte diese Puppe vier.

Langsam streckte sie ihre Hand aus, diese Puppe zu berühren, das Holz zu ertasten, das glatt und glänzend aussah.

Doch so weit kam es nicht, denn die Regisseurin rief ihren Namen. Das Wortgefecht, das zwischen ihr und dem Atelierleiter entbrannt war, hatte sie gar nicht mitbekommen, doch beide waren rotköpfig und schnaubten sich an. Die Regisseurin verließ das Atelier. Die Praktikantin starrte zu Tür, zum Atelierleiter, zur Puppe; Tür, Atelierleiter, Puppe… und verließ mit hängendem Kopf und zuckenden Schultern das Atelier. Seufzend schloss sie leise die Tür hinter sich.

Alle Fäden in der Hand

Eine Woche der Proben ohne die Originalpuppen war vorbei, das Textbuch konnten nun alle schon beinahe auswendig. Seit dem Eklat hatte die Praktikantin das Atelier nicht mehr betreten, ertappte sich jedoch öfter dabei, kurz vor der Tür zu stehen und den eindringlichen Geruch einzusaugen, der durch die Ritzen herausströmte.

Heute jedoch stand sie davor und drückte die Klinke herunter.

Doch was war passiert? Das Atelier war blitzsauber, die Werkbänke leer, keine Schnipsel, keine Späne, keine… Puppen waren zu sehen. Der Atelierleiter saß mit einem Kaffeebecher in der Hand, grinsend inmitten des Ateliers und schien die Panik in ihren Augen gesehen zu haben. Er lachte. „Du kannst sie holen.“, kicherte er. „Wen?“, fragte sie. „Na, die Spieler. Die Puppen sind fertig.“ Sie schaute sich um, „Ok.“ Und ging rückwärts hinaus, zur Bühne, wo alle saßen, um die Proben zu starten. Die Pratikantin stand vor der Bühne und stammelte: „Ihr sollt kommen. Die Puppen sind fertig. “So stand sie noch eine Weile und war die letzte, die das Atelier stürmte. Sie sah nur noch über alle Köpfe hinweg, wie der schwarze Stoff entfernt wurde, der die Marionettenschar verbarg, die an einer langen Stange aufgereiht hing. Leblose, hölzerne Geschöpfe.

Schon ergriff eine Puppenspielerin das Spielkreuz einer Puppe, nahm die Marionette herab, legte sie sich wie ein Baby in den Arm und betrachtete sie lang und intensiv. Berührte die Wangen und die kleine hölzerne Stupsnase. Beide schauten sich lange, still, tief in die Augen. Daraufhin sprang die Marionette plötzlich mit Schwung vom Arm herunter und lief hopsend und jauchzend im Atelier hin und her. Krümel Löwenherz war geboren. Die anderen Puppenspieler:innen nahmen die Marionetten von der Stange und brachten sie zum Leben… Die Praktikantin wohnte Geburten bei und das Grinsen wollte ihr nicht mehr aus dem Gesicht weichen… Jonathan Löwenherz tanzte mit der Taubenkönigin, die um ihn herumflatterte und ihr wallend-weißes Gewand blähte sich dabei auf wie ein Segel. Orwar kroch, auf allen Vieren, weil sein Körper und sein Kopf wie eine Ureidechse anmuteten. Tengil, der „Rotbemantelte“ hatte eine Lure in der Hand und blies die schrägsten Töne, die alles zum Erzittern brachten.
Wo aber war die Puppe mit den vier Füßen?

Sie hing gar nicht dort bei den anderen, sondern mitten im Atelier baumelte sie an ihren Fäden ganz nah bei ihr, von einem Haken an der Decke herunter. Die Praktikantin streckte ihren Arm aus und berührte das Gesicht, ganz glatt und eben war es, sogar warm erschien es ihr. Sie berührte zaghaft die knochigen Finger, berührte nacheinander sanft die vier Füße, strich über das Fell und befühlte das Metall, und merkte gar nicht, wie der Atelierleiter neben ihr auf einem Stuhl stand, um das Spielkreuz dieser Puppe zu lösen. Mit einem Schwung stand die Puppe neben ihr auf dem Boden. Sie reichte ihr gerademal bis zu den Knien. Sie kniete sich nieder und sagte: „Hallo, wer bist du denn?“ „Ich bin Jossi.“, wackelte die Puppe mit dem Kopf, drehte sich um und watschelte auf ihren vier Füßen quer durch das Atelier zu den anderen. Die Praktikantin kniete noch immer und starrte auf die Geschöpfe, die gemeinsam mit ihren Menschen durch den Raum spazierten, hüpften, flogen, strauchelten, fielen, sich wieder hoch-

rappelten, sich unterhielten, tanzten, lachten und jauchzten… Marionetten. Geschöpfe an Fäden. Faszinierend.

Die UWE-LIMA-Texte

LIMA Poetry 2021 • Der UWE-Lesebühnenwettbewerb •

Nils Beat und Mr. Martinesk aus Münster

Finkenmanöver von Martin Schlathölter

Wusstest du, dass ich ein echter Finker bin?

Nein, aber, wusstest du ,dass ich ein Buchfink bin?

Buchfink, oh, welch ein Lyrischer Vogel!

Sehr wohl, allerdings beherrsche ich den Wettkampfsdialekt noch nicht.

Kein Problem, das kann ich ändern.

An dieser Stelle muss man sich vorstellen, dass ich mit einem weißen Tuch bedeckt bin.

Hier ist noch eine Tonaufnahme aus den 30er Jahren.

Irgendwie komme ich nicht so recht in Stimmung.

Na klar, das liegt an der Jahreszeit! Moment, das haben wir gleich.

Die Melodie der Morgenstimmung aus der Suite Nr. 1, op. 46 wird auf der Nasenflöte gespielt und folgender Text vorgetragen:

Es grünt, die Knospen brechen auf, es duftet nach Blütenduft und frischem Humus, die Insekten schwärmen aus und der Bach plätschert im Sonnenlichte.

Der Fink macht Trier Trier.

Moment mal, das ist mein Revier. So, jetzt bin ich in Stimmung.

Perfekt! Jetzt ist alles bereit für den Gesangskäfig. Alles passt, die Maße der Gitterstäbe betragen genau 50 x 40 x 30. Das Luxusmodell! Früher waren sie kleiner.

Hereinspaziert, Herr Fink!

Na na, jetzt nicht frech werden, Herr Finker!

Hier noch mal die Tonaufnahme.

Ah! Danke schön! Ich glaube, ich habe es.

Der Finkenschlag wird auf der Nasenflöte interpretiert und durch Beatboxen unterstützt.

Die
Entscheidung

LIMA 2021
UNESCO Welterbe
Dankeschön!!!

LIMA 2021

Die UWE-Werbung

UWE-Internetseite

Förderverein der Schriftsteller

im Literaturhaus Magdeburg

AUTOREN „FORM & SPRACHE" PUBLIC POETRY SCREAM UWE – EIN LITERARISCHES KALEIDOSKOP

AKTUELLES UNTERSTÜTZER KONTAKT

UNESCO WELT ERBE

Ein literarisches Kaleidoskop

Das UNESCO-Welterbe im Spiegel literarischer Erkundungen

Der Facettenreichtum des **UNESCO-Welterbes** steht im Mittelpunkt der Veranstaltungsreihe ***UWE – Ein literarisches Kaleidoskop***. Inspiriert von den sachsen-anhaltischen **UNESCO-Weltkulturerbe-Stätten** (die Quedlinburger Altstadt, die Luthergedenkstätten, das Dessau-Wörlitzer Gartenreich, das Bauhaus und der Naumburger Dom), dem **Weltdokumentenerbe** und dem **Immateriellen Kulturerbe** hat sich der Förderverein der Schriftsteller e. V. auf Entdeckungsreise begeben. Sein Ziel: das kulturelle Erbe zu erkunden, aus verschiedenen Blickrichtungen zu interpretieren, Zusammenhänge, aber auch Gegensätze aufzuspüren und Transformationen sichtbar zu machen. Das literarische Ergebnis präsentieren die Autorinnen und Autoren 2021 in Zweierteams modern, unterhaltsam und multimedial auf Lesungen und Kulturveranstaltungen, bei Performances und im Internet.

Dreizehn Mitglieder des Fördervereins der Schriftsteller e. V. bilden das UWE-Team – von links nach rechts: Clemens Esser, Manuel Czerny, Karsten Steinmetz, Franka Schumacher, Bettina Fügemann, Cornelia Habisch, Wolf Stein, Ursula Günther, Herbert Beesten, Regine Sondermann, Lars Johansen, Mieste Hotopp-Riecke und Ammar Awaniy.

UWE gibt es auch auf **Facebook**: UWE

ZU DEN VERANSTALTUNGEN UND BEITRÄGEN

UWE in Bild und Ton – Vorstellung per Video

Veröffentlicht am 6. April 2021 von Wolf

Hier stellen unsere UWE-Teams sich und ihre UWE-Themen per Video vor!

Machtort Quedlinburg

Regine Sondermann und Cornelia Habisch

Erinnerungsorte – Bernsteinworte

Ammar Awaniy, Charlotte Buchholz und Mieste Hotopp-Riecke

Die]VER[-Wandlung

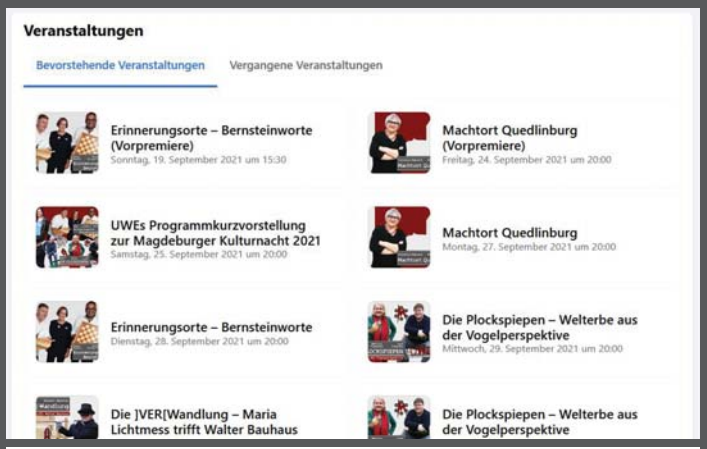
Herbert Beesten und Karsten Steinmetz

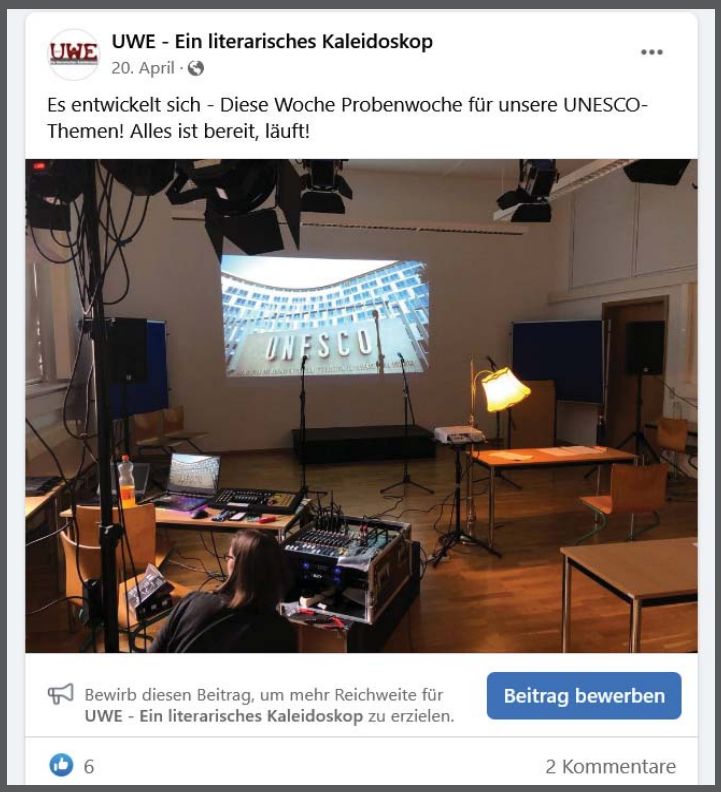
Die Plockspiepen – Welterbe aus der Vogelperspektive

Lars Johansen, Bettina Fügemann und Clemens Esser

Die UWE-Werbung

UWE-Facebookseite





Die UWE-Werbung

UWE-Faltblatt sechsseitig

Ammar Awaniy · Mieste Hotopp-Riecke · Charlotte Buchholz

Erinnerungsorte Bernsteinworte

In der himmelblau sonnigen Weite der Altmark folgten Mieste Hotopp-Riecke und Ammar Awaniy den Spuren des Ritters von Jagow und des Schachspiels seiner Sultanin vom Bosporus. Zugleich erkundeten sie die Mühlenlandschaft und die Brotbackkunst. Charlotte Buchholz hingegen widmete sich dem Dessau-Wörlitzer Gartenreich und dem Muskauer Park sowie den berühmten Gestaltern der beiden UNESCO-Welterbestätten. Der Frage nachgehend, was die legendären Bernsteinstraßen mit der hiesigen Kunst des Brotbackens, der Schachtradition und der Kunst der Landschaftsgärtnerei verbindet, verknüpfen Charlotte, Ammar und Mieste ihre Texte und bringen ihr erlesenes Programm unter der Überschrift **Erinnerungsorte-Bernsteinworte** spannend, multimedial und unterhaltsam auf die **UWE**-Bühne.

Karsten Steinmetz · Herbert Beesten

Die]VER[-Wandlung

Maria Lichtmess trifft Walter Bauhaus

Das einzigartige UNESCO-Weltkulturerbe **Bauhaus** wird durch den fiktiven Blick auf die persönlichen Situationen des Architekten L. und seiner Frau D. literarisch erfrischend zum Leben erweckt. Fern der formalistischen Ästhetik zeigt sich die Entwicklung eines Bauhausjüngers, auf der Suche nach Erneuerung und Veränderung.

Die **Spergauer Lichtmeß** hingegen zählt als frisches Immaterielles Kulturerbe. Sie wurde 2018 von der UNESCO gelistet, ist jedoch überregional als Brauchtum und Ritual noch wenig bekannt - wie der Ort Spergau selbst auch. Diese Tradition mit ihrem heidnischen Ursprung hat sich über Jahrhunderte gehalten. Eine Wandlung ist notwendig, um die Attraktivität auch für junge Menschen zu erhalten. Muss die Lichtmeß mit neuen Figuren bereichert werden? Lichtmeß trifft Bauhaus oder Steinmetz trifft Beesten – literarisch, szenisch und kurzweilig auf der **UWE**-Bühne!

UNESCO WELT ERBE

UWE

Ein literarisches Kaleidoskop

Der Facettenreichtum des UNESCO-Welterbes steht im Mittelpunkt der Veranstaltungsreihe **UWE - Ein literarisches Kaleidoskop**.

Inspiriert von den fünf sachsen-anhaltischen UNESCO-Weltkulturerbe-Stätten *(das Bauhaus, die Quedlinburger Altstadt, der Naumburger Dom, das Dessau-Wörlitzer Gartenreich und die Luthergedenkstätten)* sowie dem Immateriellen Kulturerbe und dem Weltdokumentenerbe haben sich einige Autor*innen des Fördervereins der Schriftsteller e. V. auf Entdeckungsreise begeben. Ihr Ziel: das kulturelle Erbe zu erkunden, aus verschiedenen Blickrichtungen zu interpretieren, Zusammenhänge, aber auch Gegensätze aufzuspüren und Transformationen sichtbar zu machen. Die literarischen Ergebnisse werden 2021 modern, unterhaltsam und multimedial auf die Bühne gebracht, u.a. beim nationalen Lesewettbewerb LIMA-Poetry am 16. Oktober im Moritzhof.

Förderverein der Schriftsteller e. V.
im Literaturhaus Magdeburg

Clemens Esser · Bettina Fügemann · Lars Johansen

Die Plockspiepen

Welterbe aus der Vogelperspektive

Ein Buchfink singt den roten Faden für die drei **Plockspiepen** auf der **UWE**-Bühne. In ihrer neuartigen Performance-Lesung mit verteilten Rollen und Multimedia-Elementen werfen sie einen ungewohnten Blick auf Gegensätze, aber auch auf Zusammenhänge. ***Das Finkenmanöver*** steht im Mittelpunkt der Geschichte von Bettina Fügemann, die vom mühevollen Leben in den Harzer Bergen erzählt. Von einer Begegnung der Künstler Thea von Harbou und Fritz Lang im Jahre 1952, die zwar nicht stattgefunden hat, aber gerade dadurch umso wahrhaftiger erscheint, erzählt Lars Johansen. Zudem entführt uns der Filmliebhaber in die technokratische Riesenstadt ***Metropolis***. Clemens Esser wiederum berichtet szenisch und märchenhaft von der Reise einer kleinen Muschel aus dem Harz in die Elbe. **Die Plockspiepen** garantieren eine **UWE**-Bühnen-Inszenierung der besonderen Art! Und … was ihr Name bedeutet, wird auch verraten.

Cornelia Habisch · Regine Sondermann

Machtort Quedlinburg

Weltliche Damenstifte sind heute in Vergessenheit geraten, dennoch erfreute sich diese Lebensart einst großer Beliebtheit. Regine Sondermann forschte zur Regierungsform im Frauenstift auf dem Schlossberg zu Quedlinburg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Cornelia Habisch betritt eine andere Zeitebene. Sie widmet sich der Besetzung Quedlinburgs durch die Machthaber des Nationalsozialismus. Dabei nimmt die Autorin nicht die Täterperspektive ein, sondern nähert sich dem Thema aus der Sicht der Bevölkerung. Auf der **UWE**-Bühne gibt das Duo spannende, fesselnde und machtübergreifende Einblicke in die Historie der traditionsreichen und berühmten Welterbe-Stadt an der Bode.

UNESCO WELT ERBE

UWE

Ein literarisches Kaleidoskop

Die]VER[-Wandlung

Machtort Quedlinburg

Erinnerungsorte Bernsteinworte

Die Plockspiepen

Alle Informationen und Termine zu den Veranstaltungen und mehr gibt es auf:
schriftsteller-foerderverein.de
facebook.de/UWEliterarisch

Die Veranstaltungsreihe wird freundlich unterstützt und gefördert von:

SACHSEN-ANHALT #moderndenken · ottostadt magdeburg · LOTTO · KUNSTSTIFTUNG SACHSEN-ANHALT · SWM Magdeburg · Stiftung Kloster Unser Lieber Frauen · Claudia Pambor · Akzente Verein für Kultur, Jugend und Soziales Bailenstedt e. V.

Die UWE-Werbung

UWE-Plakate A2 lang

Cornelia Habisch Regine Sondermann

Machtort Quedlinburg

Eine multimediale Duo-Lesung
mit dialogischen Elementen

Weltliche Damenstifte sind heute in Vergessenheit geraten, dennoch erfreute sich diese Lebensart einst großer Beliebtheit. Regine Sondermann forschte zur Regierungsform im Frauenstift auf dem Schlossberg zu Quedlinburg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Cornelia Habisch betritt eine andere Zeitebene. Sie widmet sich der Besetzung Quedlinburgs durch die Machthaber des Nationalsozialismus. Dabei nimmt die Autorin nicht die Täterperspektive ein, sondern nähert sich dem Thema aus der Sicht der Bevölkerung. Auf der UWE-Bühne gibt das Duo spannende, fesselnde und machtübergreifende Einblicke in die Historie der traditionsreichen und berühmten Welterbe-Stadt an der Bode.

UNESCO WELT ERBE UWE

Ein literarisches Kaleidoskop

Monat Tag 25. August 2021

19:30 Uhr

Forum Gestaltung
Brandeburger Str. 10
39112 Magdeburg

€ Eintritt frei

schriftsteller-foerdervereinde
facebook.de/UWEliterarisch

Die Veranstaltungsreihe wird freundlich unterstützt und gefördert von unseren Partnern:

Ammar Awaniy Mieste Hotopp-Riecke Charlotte Buchholz

Erinnerungsorte Bernsteinworte

Eine multimediale Trio-Lesung
mit szenischen Elementen

In der himmelblau sonnigen Weite der Altmark folgten Mieste Hotopp-Riecke und Ammar Awaniy den Spuren des Ritters von Jagow und des Schachspiels seiner Sultanin vom Bosporus. Zugleich erkundeten sie die Mühlenlandschaft und die Brotbackkunst. Charlotte Buchholz hingegen widmete sich dem Dessau-Wörlitzer Gartenreich und dem Muskauer Park sowie den berühmten Gestaltern der beiden UNESCO-Welterbestätten. Der Frage nachgehend, was die legendären Bernsteinstraßen mit der hiesigen Kunst des Brotbackens, der Schachtradition und der Kunst der Landschaftsgärtnerei verbindet, verknüpfen Charlotte, Ammar und Mieste ihre Texte und bringen ihr erlesenes Programm unter der Überschrift Erinnerungsorte-Bernsteinworte spannend, multimedial und unterhaltsam auf die UWE-Bühne.

UNESCO WELT ERBE UWE

Ein literarisches Kaleidoskop

Monat Tag

€

schriftsteller-foerdervereinde
facebook.de/UWEliterarisch

Die Veranstaltungsreihe wird freundlich unterstützt und gefördert von unseren Partnern:

Die UWE-Werbung

UWE-Plakate A2 lang

Karsten Steinmetz Herbert Beesten

Die]VER[-Wandlung

Maria Lichtmess trifft Walter Bauhaus

Eine multimediale Duo-Lesung
mit theatralischen Szenen

Das einzigartige UNESCO-Weltkulturerbe **Bauhaus** wird durch den fiktiven Blick auf die persönlichen Situationen des Architekten L. und seiner Frau D. literarisch erfrischend zum Leben erweckt. Fern der formalistischen Ästhetik zeigt sich die Entwicklung eines Bauhausjüngers, auf der Suche nach Erneuerung und Veränderung.

Die **Spergauer Lichtmeß** hingegen zählt als frisches Immaterielles Kulturerbe. Sie wurde 2018 von der UNESCO gelistet, ist jedoch überregional als Brauchtum und Ritual noch wenig bekannt - wie der Ort Spergau selbst auch. Diese Tradition mit ihrem heidnischen Ursprung hat sich über Jahrhunderte gehalten. Eine Wandlung ist notwendig, um die Attraktivität auch für junge Menschen zu erhalten. Muss die Lichtmeß mit neuen Figuren bereichert werden? Lichtmeß trifft Bauhaus oder Steinmetz trifft Beesten – literarisch, szenisch und kurzweilig auf der UWE-Bühne!

Monat Tag

€

schriftsteller-foerdervereinde
facebook.de/UWEliterarisch

Die Veranstaltungsreihe wird freundlich unterstützt und gefördert von unseren Partnern:

Clemens Esser Bettina Fügemann Lars Johansen

DIE PLOCKSPIEPEN

Welterbe aus der Vogelperspektive

Eine effektvolle Trio-Lesung
mit szenischen Elementen

Ein Buchfink singt den roten Faden für die drei **Plockspiepen** auf der **UWE**-Bühne. In ihrer neuartigen Performance-Lesung mit verteilten Rollen und Multimedia-Elementen werfen sie einen ungewohnten Blick auf Gegensätze, aber auch auf Zusammenhänge. ***Das Finkenmanöver*** steht im Mittelpunkt der Geschichte von Bettina Fügemann, die vom mühevollen Leben in den Harzer Bergen erzählt. Von einer Begegnung der Künstler Thea von Harbou und Fritz Lang im Jahre 1952, die zwar nicht stattgefunden hat, aber gerade dadurch umso wahrhaftiger erscheint, erzählt Lars Johansen. Zudem entführt uns der Filmliebhaber in die technokratische Riesenstadt ***Metropolis***. Clemens Esser wiederum berichtet szenisch und märchenhaft von der Reise einer kleinen Muschel aus dem Harz in die Elbe. **Die Plockspiepen** garantieren eine **UWE**-Bühnen-Inszenierung der besonderen Art! Und … was ihr Name bedeutet, wird auch verraten.

Monat Tag

€

schriftsteller-foerdervereinde
facebook.de/UWEliterarisch

Die Veranstaltungsreihe wird freundlich unterstützt und gefördert von unseren Partnern:

Die UWE-Werbung

LIMA-Plakate A1 und A3

LIMA 2021

Nationaler Lesebühnen-Poetry-Wettbewerb

Poetry-Teams:
Kreis und Berg (Halle/Saale)
Poetry & Parade (München)
Rock'n' Read (Köln)
Vogel mit Substanz aus dem Lyrikkeller (Münster)
Die höflichen ... (Magdeburg)

Thema: UNESCO Welterbe

Moderation: Lars Johansen

16.Oktober 2021 / 19 Uhr / Moritzhof / Magdeburg

Infos: schriftsteller-foerderverein.de
facebook/UWEliterarisch

LIMA 2021 ist Teil der **UNESCO**-Welterbe-Veranstaltungsreihe UWE – Ein literarisches Kaleidoskop vom Fördervererin der Schriftsteller e. V. und wird freundlich unterstützt und gefördert von den Partnern:

SACHSEN-ANHALT #moderndenken · magdeburg · LOTTO · KUNSTSTIFTUNG SACHSEN-ANHALT · CLAUDIA PARADE · Stiftung · SWM Magdeburg · Akzente · Förderverein der Schriftsteller e.V.

Music photo created by wirestock • www.freepik.com

Die UWE-Werbung

LIMA-Flyer

LIMA 2021

Nationaler Lesebühnen-Poetry-Wettbewerb

Poetry-Teams:
Kreis und Berg (Halle/Saale)
Poetry & Parade (München)
Rock´n´ Read (Köln)
Vogel mit Substanz aus dem Lyrikkeller (Münster)
Die höflichen ... (Magdeburg)

16.Oktober 2021 / 19 Uhr
Moritzhof / Magdeburg

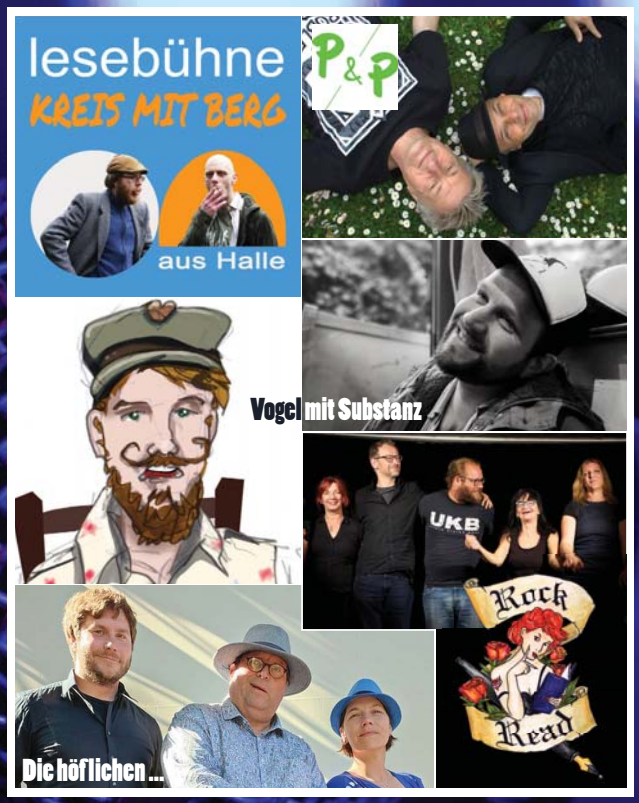
Thema: UNESCO Welterbe

Moderation: Lars Johansen

Infos: foerderverein-schriftsteller.de
facebook.de/UWEliterarisch

LIMA 2021

Nationaler Lesebühnen-Poetry-Wettbewerb



LIMA 2021 ist Teil der **UNESCO**-Welterbe-Veranstaltungsreihe
UWE – Ein literarisches Kaleidoskop
vom Fördervererin der Schriftsteller e. V. und wird freundlich unterstützt und gefördert von den Partnern:

SACHSEN-ANHALT #moderndenken | magdeburg | LOTTO | KUNSTSTIFTUNG SACHSEN-ANHALT
UWE | Stiftung | SWM Magdeburg | Akzente | Förderverein der Schriftsteller e.V.

Music photo created by wirestock • www.freepik.com

UWE-LED-Wand Innenstadt

UNESCO WELT ERBE
UWE
Ein literarisches Kaleidoskop

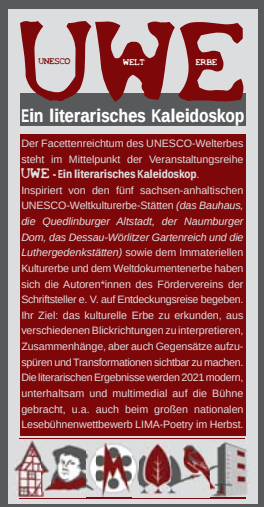
Premierenwoche

27. bis 30.09.21 im Forum Gestaltung

Szenische Lesungen zum **UNESCO Welterbe**

www.schriftsteller-foerderverein.de/UWE/

UWE-Flyer allgemein



Die UWE-Werbung

UWE-Presse

Helena Gruschka

Mr. Martinesk
Kurt Priesnitz

SpokenWordKünstler AndiSubstanz
AndiSubstanz

Vögel mit Substanz

Beim Lesebühnenwettbewerb LIMA treten Poetry-Teams aus ganz Deutschland an und liefern literarische Interpretationen zum Thema UNESCO-Welterbe

Es ist ein literarisches Kräftemessen zwischen kurzweiligen Comedy-Texten und tiefgründigen philosophischen Beiträgen. Fünf Lesebühnen aus ganz Deutschland treten zum nationalen Lesebühnen-Poetry-Wettbewerb „LIMA" gegeneinander an und präsentieren ihr literarisches Können, um den ersehnten Wanderpokal zu gewinnen. Der Wettbewerb ist Teil der Veranstaltungsreihe „UWE-Ein literarisches Kaleidoskop", in der vor allem das Facettenreichtum der UNESCO-Welterbestätten im Mittelpunkt steht. Passend dazu werden die Literaten zum Thema „UNESCO Kulturerbe" ihre Lesebühnentexte präsentieren und das kulturelle Erbe aus verschiedenen Blickwinkeln interpretieren, sei es in humorvoller oder nachdenklicher Weise. Das Poetry-Team „Kreis mit Berg", bestehend aus Christian Kreis und Peter Berg, hat sich bereits viele Jahre in Halle und darüber hinaus etabliert. In hallischen Kultlocations treten sie monatlich auf und begrüßen dabei Gäste aus der Literatur- und Poetry-Szene. Frank Klötgen und Jaromir Konecny bilden das Team „Poetry & Parade" aus München. Während Klötgen Musiker, Haudegen und Veteran der internationalen Poetry Slam Szene ist, kennt sich Konecny als Performer und Kabarettist besonders mit Naturwissenschaften aus und bewies sein Können in Science Slams. Die Gruppe „Rock'n'Read" aus Köln setzt sich aus den Autoren Marina Barth, Katinka Buddenkotte und Christian Bartel zusammen, die neben Romanen und Kurzgeschichten auch Kolumnen für Zeitungen schreiben. Das Team „Vögel mit Substanz aus dem Lyrikkeller" kommt aus Münster und ist insbesondere auch musikalisch aktiv. AndiSubstanz ist ein SpokenWordKünstler und kam durch HipHop zum Wort, während Mr. Martinesk Liedtexte schreibt und Gedichte vertont. Natürlich wird auch Magdeburg mit „Die höflichen ..." in den literarischen Ring steigen, wobei Jesko Döring, Sandy Gärtner und Leonard Schubert mit spitzen Zungen die Region verteidigen werden. Doch am Ende hat das Publikum das letzte Wort und bestimmt das Siegerteam. (ml) *LIMA-Lesebühnenwettbewerb, 16. Oktober, 19 Uhr, Moritzhof, Eintritt 10 Euro.*

Frank Klötgen und Jaromir Konecny sind das Team „Poetry & Parade" aus München

Mit Christian Kreis bildet Peter Berg das Hallenser Duo „Kreis und Berg"
Marco-Junghans-Verbessert

ihn zu einer einzigartigen Gestalt in der deutschen Musiklandschaft.
Bamborschkes Gedichte sind vielleicht noch eindringlichere Texte und viel mehr als nur Beiwerk. Sie scheinen beeinflusst von Mascha Kaléko, Else Lasker-Schüler, Hermann Hesse, dem österreichischen Expressionisten Trakl, Eichendorff, auch Ernst Jandl und H.C. Artmann sind nicht fern. Bamborschke schlägt sich seinen eigenen Weg durch das Dickicht der Kunst und wenn dieser parallel zur Autobahn verläuft, dann

Macht mit fast schon unheimlicher Leichtigkeit und Lust seine Texte: Tobias Bamborschke
Noel Richter

ist ihm das offensichtlich und zurecht egal. Mit einer fast schon unheimlichen Leichtigkeit, Lust und Melodie führt er uns entlang an verwohnten Straßen, traurigen Parks und haarsträubenden S-Bahn-Fahrten in gedankliche Abgründe voller funkelnder Sprachbilder. Begleitet von Isolation-Gitarrist Max Bauer kommt er jetzt in den Moritzhof. (ko) ***Tobias Bamborschke „Schmetterling im Winter", Musikalische Lesung, 22. Oktober, 20 Uhr, Moritzhof Scheune, Musikalisch begleitet von Max Bauer/Isolation Berlin***

Fünf Lesebühnen treten im Moritzhof gegeneinander an

Am Sonnabend entscheidet das Publikum beim Poetry Slam über die Vergabe des Lima-Wanderpokals

Magdeburg (ri) • Fünf Lesebühnen aus Deutschland treten am Sonnabend um 19 Uhr im Moritzhof mit Texten zum Thema „Unesco Kulturerbe" gegeneinander an. Sie wetteifern um den Lima-Wanderpokal.

Die Lesebühnenteams sollen „die Bühne rocken" – wie es seitens der Veranstalter heißt –, sich aber auch in nachdenklicher Weise mit deutschen Unesco-Welterbestätten, dem Weltdokumentenerbe und dem immateriellen Welterbe auseinandersetzen. Die Zuschauer entscheiden per Abstimmung über den Sieger des Abends. Mit dabei sind renommierte Lesebühnen aus ganz Deutschland, hochkarätig besetzt, auch mit Finalisten der deutschsprachigen Poetry-Slam-Meisterschaften.

Poetry & Parade kommen aus Köln. Foto: Helena Gruschka

Poetry & Parade ist ein Duo. Frank Klötgen ist mehrfacher Vizemeister im Team-Poetry-Slam bei den deutschsprachigen Meisterschaften. International ist er unterwegs für das Goetheinstitut und als Ensemblemitglied der Münchener Lach- und Schießgesellschaft. Jaromir Konecny stammt aus Tschechien und ist Schriftsteller, Performer und Kabarettist. Als Naturwissenschaftler und KI-Spezialist organisiert er auch Science Slams.

Rock'n'Read aus Köln mit Christian Bartel, Marina Barth und Katinka Buddenkotte. Marina Barth ist die Chefin des Klüngelpütz-Theaters in Köln. Daneben arbeitet sie als Regisseurin, Moderatorin, historische Stadtführerin und als Autorin der wöchentlichen kölschen Kolumne „Loss jon" im „Kölner Stadt-Anzeiger". Wenn Katinka Buddenkotte gerade keine Romane verfasst wie zuletzt „Eddie muss weg", Satyr-Verlag, oder mit ihrem Solo-Programm durch die Lande tourt, schreibt sie Kolumnen für taz und Titanic sowie für „Sträters Männerhaushalt" im WDR. Christian Bartel schreibt regelmäßig Satiren, vor allem für die taz. Bartel hat ferner drei Kurzgeschichtenbände, einen Zivildienstroman und ein unsachliches Sachbuch über das Rheinland veröffentlicht. Daneben verdingt er sich auch mit Radio-Geschichten für Erwachsene beim Schweizer Rundfunk und für Kinder beim RBB.

Peter Berg

Christian Kreis

Kreis mit Berg aus Halle/Saale sind Christian Kreis und Peter Berg. Sie sind Lima-Preisträger 2014 und 2019 – und damit die Titelverteidiger. Christian Kreis – Georg-Kaiser-Förderpreisträger, ehemaliger Stadtschreiber von Halle und Verfasser einer monatlichen Kolumne in den sozialen Medien. Peter Berg, Spezialist für skurrile Kurzgeschichten mit einem ganz speziellen Humor und Buchautor.

Vögel mit Substanz aus dem Lyrikkeller kommen aus Münster. Wenn es nach ihnen ginge, würde Rasen ohne Tempolimit auf der Autobahn ausschließlich auf der A2 von Hannover nach Berlin als Weltkulturerbe erhalten bleiben. Alle anderen Autobahnen bekämen ein Tempolimit von 120, heißt es seitens der Veranstalter. Zu dem Duo gehören AndiSubstanz, der durch Hip-Hop zur Plattform des Poetry Slam kam und deutschlandweit aktiv ist, und Mr. Martinesk, der Gedichte vertont und sich auch als Filmemacher mit Lyrik auseinandersetzt.

Mr. Martinesk ist ein „Vogel mit Substanz". Zeichnung: Kurt Priesmeier

Die Höflichen genießen Heimvorteil - sie kommen aus Magdeburg. Jesko Döring ist Musiker und Texter und der Rhythmusmotor des Teams, der nie stockt. Sandy Gärtner ist Regisseurin, Kabarettistin, Theaterwissenschaftlerin und Kultureventmanagerin. Leonard Schubert war schon mal sachsen-anhaltischer Poetry-Slam-Meister und darf als der Jungspund auch schon mal unhöflich sein. Mit spitzen Zungen halten die drei die Magdeburger Fahne hoch.

Jesko Döring

Sandy Gärtner

Leonard Schubert

Schriftsteller inszenieren das Welterbe multimedial

Vst. 17.09.21

Zehn Autoren haben sich für literarisches Kaleidoskop von Schach über Metropolis bis Wörlitz mit Errungenschaften der Menschheit befasst

Von Christina Bendigs

Altstadt • Vier Gruppen, vier Abende und ganz viel Welterbe. Auf unterschiedliche Weise haben sich die Mitglieder des Fördervereins der Schriftsteller dem materiellen, immateriellen und dokumentarischen Unesco-Welterbe genähert. Von Schach über die Kunst des Brotbackens bis hin zu Anlagen wie dem Wörlitzer Gartenreich und der Altstadt Quedlinburgs oder Wettbewerben wie das Finkenmanöver sowie dem Film Metropolis haben sich die Mitglieder ganz unterschiedlichen Teilen gewidmet und allerhand Ansatzpunkte gefunden, um es literarisch umzusetzen. Nächste Woche feiern die Mitglieder der Gruppe Premiere im Forum Gestaltung. Und weil sie hoffen, damit auch jüngere Leute ansprechen und für die Errungenschaften der Menschheit begeistern zu können, haben sie die szenischen Lesungen multimedial angelegt. Bilder, Fotos und Videos werden eingespielt, auch Performances sind geplant, berichtet Autorin Charlotte Buchholz, die selbst einen Dialog verfasst hat oder vielmehr ein Streitgespräch zwischen dem Wörlitzer Gartenreich und dem Park Mosigkau, die uneins darüber sind, welcher von ihnen wohl der bedeutungsvollere sei, und am Ende noch auf einen gemeinsamen Nenner kommen.

Autoren stehen auf der Bühne

Zehn Autoren des Fördervereines der Schriftsteller hatten sich bereiterklärt, an dem Projekt mitzuwirken, berichtet Charlotte Buchholz im Volksstimme-Gespräch. Sie haben zunächst recherchiert – und zwar viel umfangreicher, als es vielleicht notwendig gewesen wäre –, um schließlich zu einem Ansatz zu gelangen. Buchholz etwa hat sich mit Fürst von Pückler befasst und war überrascht von seinem Selbstvermarktungsgeschick, aber auch von seinen Reiseberichten, die bis heute beispielsweise die Sicht auf den Orient prägen. Und das Interesse höre mit der Premiere nicht auf, sagt sie. Andere befassten sich in einer Recherche zu Quedlinburg auch damit, wie starke Frauen im 18. Jahrhundert agieren konnten und agiert haben, und damit, wie der Nationalsozialismus die Stadt Quedlinburg verändert hat.

Die Idee zu dem Kaleidoskop zum Weltkulturerbe entstand bereits vor zwei Jahren. Damals hatte sich der Förderverein der Schriftsteller darum bemüht und Fördergeld vom Land Sachsen-Anhalt, der Stadt Magdeburg, der Kunststiftung sowie der Stiftung Kloster Unser Lieben Frauen erhalten. Ende dieses Jahres läuft das Projekt aus. Bis dahin wird jede der vier Zweier- beziehungsweise Dreiergruppen, die sich aus den zehn Autoren gebildet haben, ihr jeweiliges Programm mit zwei bis drei Themen mindestens fünfmal zeigen. Nicht nur in Sachsen-Anhalt, sondern auch in Sachsen und Hessen stehen Auftritte auf dem Programm, berichtet Charlotte Buchholz und freut sich, dass die Magdeburger Initiative dieses Mal auch über die Landesgrenzen hinaus aktiv werden darf. Sie werden damit auch zu Botschaftern und machen das Land Sachsen-Anhalt und dessen Kulturschätze bekannter.

Eine Vorpremiere gab es schon im Literaturhaus. Kurzentschlossene können sie am Wochenende auf der Insel Stein in Wörlitz erleben. Für Charlotte Buchholz war die Arbeit am Programm bereichernd: „Ich hätte mich nie so intensiv damit beschäftigt, es ist ein ganzer Kosmos", sagt sie. Die funkelnden Sterne darin wollen die Schriftsteller nun auch ihrem Publikum zeigen.

„Erinnerungsorte – Bernsteinworte" heißt das Programm mit Mieste Hotopp-Riecke, Charlotte Buchholz und Ammar Awaniy. Foto: Förderverein der Schriftsteller

Die Premieren im Überblick

27. September, 19 Uhr: Machtort Quedlinburg mit Cornelia Habisch und Regine Sondermann

28. September, 19 Uhr: Erinnerungsorte – Bernsteinworte mit Ammar Awaniy, Charlotte Buchholz, Mieste Hotopp-Riecke, als Gast Lothar Günther

29. September, 19 Uhr: Finkenmanöver – Die Plockspiepen, mit Clemens Esser, Bettina Fügemann, Lars Johansen

30. September, 19 Uhr: Die (VER)Wandlung - Maria Lichtmess trifft Walter Bauhaus, mit Herbert Beesten, Karsten Steinmetz, als Gast Franka Schumacher

Karten für die Premieren gibt es im Forum Gestaltung. Alle weiteren Informationen erhalten Interessenten im Internet unter www.schriftsteller-foerderverein.de oder über die Internetplattform Facebook unter „UWE – ein literarisches Kaleidoskop".

MDG14_14

SAMSTAG 16

20:00 Dieter und der Wolf tragische Komödie v. Holger Böhme mit Michael Günther Bard: Der Wolf geht um. Gisela hat ihn gesehen. Ebenso der alte Karassek. Als im Nachbardorf drei Schafe gerissen werden, ist die Geduld des Dorfes zu Ende. *Kabarett „Magdeburger Zwickmühle"*

20:00 Der Dämon der Mitte Frankophile Comicomödie über Männer und andere Irrtümer von Michele Bernier/

20:30 Hinterland Nach Jahren in Kriegsgefangenschaft kehrt der ehemalige Kriminalbeamte Peter Perg aus dem ersten Weltkrieg zurück und fühlt sich als Fremder in seiner eigenen Heimatstadt. Und dann wird er auch noch mit dem grausamen Mord eines Kameraden konfrontiert. *Kulturzentrum Moritzhof*

21:00 Es ist nur eine Phase, Hase Paul und Emilia waren immer das Traumpaar.

LIVE

(d Machnich Artists)

Dirty Minds Scheinbar harmlos haben viele Klassiker des Kunstliedes eine „schmutzige" Seite. Olivia Vermeulen und Jan Philip Schulze sind angetreten, die Welt hinter den idyllischen

BÜHNE

(d Moritzhof)

LIMA – Nationaler Lesebühnen-Poetry-Wettbewerb zum UNESCO Welterbe Fünf Lesebühnen aus Deutschland treten zum Thema „UNESCO Kulturerbe" gegenei-

wenn man bei Corona positiv getestet wurde, dann ist das eindeutig negativ, positiv ist dann nur, falls man negativ ist. *Kabarett „... nach Hengstmanns"*

19:30 Das siebte Kreuz Das Stück, nach dem Romanvorbild, das Anna Seghers im Exil schrieb, ist die aufwühlende Geschichte einer Flucht in einer so verunsicherten wie widerständigen Gesellschaft und damit ein Plädoyer für Solidarität in unmenschlichen

Pogromnacht keine Synagoge mehr. Die Stadt hat der jüd. Gemeinde nun ein Grundstück geschenkt, Architekten sind aufgefordert, sich mit Entwürfen zu bewerben. Doch wie entwirft man ein Haus für Menschen, die einem unbekannt sind. *Puppentheater*

20:00 Ingo Appelt – Der Staats-Trainer Ingo Appelt gibt der allgemeinen Miesepetrigkeit den Rest – zur Not mit einem gezielten Tritt in

tes-md.de

Die UWE-Werbung

LIMA-Litfaßsäule

Die UWE-Danksagung

Der Förderverein der Schriftsteller dankt von Herzen allen Sponsoren, Förderern und Unterstützern sowie allen, die zum Gelingen unserer Veranstaltungsreihe UWE - *Ein literarisches Kaleidoskop* beigetragen haben!

Das UWE-Impressum

Beteiligte Autor*innen und Sprecher*innen

Ammar Awaniy, Herbert Beesten, Charlotte Buchholz, Clemens Esser, Bettina Fügemann, Lothar Günther, Cornelia Habisch, Mieste Hotopp-Riecke, Lars Johansen, Frauke Rauner, Marlen Schachinger, Franka Schumacher, Regine Sondermann, Karsten Steinmetz

Gestaltung und Layout

Wolf Stein

Veranstaltungstechnik

Herbert Beesten, Markus Siefert, Wolf Stein

Projektmanagement

Herbert Beesten, Franka Schumacher

Presse- und Medienarbeit

Herbert Beesten, Ursula Günther, Wolf Stein

Internetauftritt und Contentpflege

Thomas Eckhoff, Wolf Stein

Audio-, Video- und Bildaufnahmen

Herbert Beesten, Christian Bruns,
Förderverein der Schriftsteller e. V., Anne König,
Offener Kanal Magdeburg, Wolf Stein

Korrektorat

Katharina Schaare, Ursula Günther

Musik

Minimalstudio Berlin

Herausgeber und Ansprechpartner

Förderverein der Schriftsteller e. V., Thiemstraße 7, 39104 Magdeburg
Vorsitzender: Herbert Beesten, Stellvertreterin: Ursula Günther
E-Mail: info@schriftsteller-foerderverein.de, Telefon: +49 (0) 1522 6061179
www.schriftsteller-foerderverein.de

Alle Text-, Bild- und Tonrechte liegen beim Herausgeber.

Weitere Infos auf www.schriftsteller-foerderverein.de/UWE und www. facebook.de/UWEliterarisch.

Partner, Sponsoren, Unterstüzter und Förderer

Land Sachsen-Anhalt, Landeshauptstadt Magdeburg, Lotto Toto Sachsen-Anhalt,
Kunststiftung Sachsen-Anhalt, Stiftung Kloster Unser Lieben Frauen, Frau Dr. Claudia Pambor,
SWM Magdeburg, Akzente Verein für Kultur, Jugend und Soziales Ballenstedt e. V.